

AGORA

19. Jahrgang - Ausgabe 1 - 2003

Magazin der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt

Der Boom der Geschichte

Geschichte ist im Trend. Mit einem neuen Ergänzungsstudium sollen Geschichtsstudenten davon profitieren. ▶ S. 5

LESESTÖRUNGEN FRÜH ENTDECKEN

Die Evaluation von Schulen

Spieglein, Spieglein... Die Evaluation hilft Schulen, sich zu entwickeln und Qualität zu sichern. ▶ S. 22

Die Gäste im ICE

Eine neue ICE-Strecke kann für die Tourismusregion Altmühltal zum Vorteil werden. Geographen haben Vorschläge für neue Attraktionen entwickelt. ▶ S. 27

Der Gründergeist an der Uni

Existenzgründungen an der KU sind nicht selbstverständlich. Ein Beispiel. ▶ S. 30

Das Fördern der Demokratie

Ist die Demokratisierung wirklich eine interne Angelegenheit eines Staates, wie die Politikwissenschaft bisher annahm? ▶ S. 32



SCHWERPUNKT: LERNEN UND ARBEITEN MIT NEUEN MEDIEN

NACHRICHTEN 4

LEHRE 6

Als Sprachassistentin nach Kaliningrad 6
Erfahrungen einer DAAD-Stipendiatin

„Nur wenig Kontakt“ 6
Direktor der Caritas Bayern zu Kooperationen

Weiterbildung: Soziale Führungskräfte 7
Neuer Studiengang der Sozialen Arbeit

Entdecke die Möglichkeiten 8
Das Ergänzungsstudium Geschichtskultur

Eingrenzen, abgrenzen, ausgrenzen? 10
Geschichtsstudenten am Hadrianswall

Corporate Citizenship interdisziplinär 12
Standort- und fakultätsübergreifend lernen

FORSCHUNG

Kognitive Methoden zur Früherkennung von Lesestörungen 13
Beratungsstelle an der KU geplant

SCHWERPUNKT

Lernen und Arbeiten mit neuen Medien

Didaktische Modelle für das E-Learning 17
Wissen in wieder verwendbaren Bausteinen

Maschinen und Geräte besser verstehen 19
Bedienungsfreundlichkeit erfordert Pädagogen

Rechnerunterstützung für Autoren in der betrieblichen Bildung 20
Storyboards für Lernprogramme

Evaluation von Schulen 22
Qualität sichern, Entwicklung fördern

Montessori-Pädagogik: Bestandteil der katholischen Bildungsarbeit 24
Gegenposition zum Beitrag in Agora 2002

Zug um Zug mehr Gäste im Altmühltal 27
Mehr Attraktivität für Kurzurlauber

Mit einem Bein in die eigene Existenz 30
KU ist im Existenzgründerprogramm

EU fördert Demokratisierung im Osten 32
Projekt zur Steuerung von Demokratisierung

BÜCHER & PERSONEN 34

Liebe Leserin, lieber Leser,

Editorial

der Campus Eichstätt wächst, die technische Ausstattung wird weiter ausgebaut, ebenso natürlich das Studienangebot – positive Nachrichten, wie sie derzeit weder in der deutschen Universitätslandschaft üblich sind, noch der allgemeinen Stimmungslage entsprechen. Aber nachdem Stimmungen eine Krise – wenn nicht herbeireden – zumindest aber verschärfen können, will ich an dieser Stelle nicht vom Sparzwang sprechen, dem auch die KU in vielen Bereichen unterliegt, sondern Ihnen Erfreuliches mitteilen – sozusagen als kleinen Beitrag wider die Krisenstimmung hierzulande.

Beginnen wir am Campus: Die Informatik hat nun ein eigenes Gebäude, das auch Apartments für Gastwissenschaftler beherbergt, und aus dem seit Jahren brach liegenden ehemaligen Schwimmbad ist das „Studihaus“, in dem der Konvent mehr Raum hat und Studenten feiern können, sowie ein Fitnessraum geworden. Auch die elektronische Infrastruktur wird modernisiert. Gebäude für Gebäude erneuert das Rechenzentrum die Computervernetzung und hat mehrere Hörsäle mit Multimediatechnik ausgestattet. Zudem funkt das drahtlose Hochschulnetz, und die Literatursuche der Bibliothek ist nun vollkommen web-basiert und damit schneller und komfortabler.

Auch neue Studien- und Betreuungsangebote wurden entwickelt, und zwar solche, die den Studierenden zeitgemäße Qualifikationen vermitteln und die mit den Möglichkeiten der Universität sinnvoll zu verwirklichen sind. Dazu gehört der bundesweit einmalige Ergänzungsstudiengang „Geschichtskultur“, der den Geschichts-Studenten neben dem Lehramt und der Forschung neue berufliche Perspektiven eröffnet.

Um berufliche Perspektiven geht es auch bei dem Mentorenprojekt an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät – übrigens eine Initiative, die von Studenten ins Leben gerufen wurde. Studierende, die das Vordiplom bestanden haben, werden hierbei durch erfahrene Absolventen der Fakultät betreut, und zwar zu Fragen der Studienplanung und des Berufseinstiegs. Die sich so weiter vertiefende Beziehung zwischen Universität und Berufspraktikern wird auch durch weiterbildende Studiengänge gefördert. Neben dem berufsbegleitenden MBA-Studiengang in Ingolstadt bietet nun auch die FH-Fakultät für Soziale Arbeit eine Weiterbildung, und zwar für Praktiker der Sozialen Arbeit, die eine Führungsrolle übernehmen sollen. Und der neue Masterstudiengang „Internationale Beziehungen“, der vom DAAD gefördert wird, lockt besonders die künftigen politischen und diplomatischen Führungskräfte aus Zentralasien nach Eichstätt.

So viele Neuerungen müssen natürlich nicht nur kommuniziert werden, sondern auch die Kommunikation der Universität wird regelmäßig auf den Prüfstand gestellt. Dies ist in den vergangenen Monaten geschehen, und im Ergebnis wurde die Medienlandschaft der KU neu ausgerichtet.

Eingestellt wurde die Druckausgabe des vorwiegend internen Newsletters Report. Statt dessen bietet die KU seit vergangenem Semester den Report Online, einen Newsletter, der per E-Mail versandt und im Internet veröffentlicht wird. Der Report Online ist damit nicht nur wesentlich aktueller als die Print-Version, sondern er spricht neben Mitgliedern der KU auch Interessenten am Geschehen der Katholischen Universität an (kostenloses Abonnement unter www.ku-eichstaett.de).

Damit sich die Nachrichten der KU nicht nur in Bits und Bytes ihren Weg bahnen, wurde das Konzept der Ihnen vorliegenden Agora überarbeitet. Neben Änderungen in der Gestaltung des Heftes nimmt es ab sofort auch Themen auf, die bisher im Report veröffentlicht wurden. Dazu gehören Berichte aus der Forschung wie Nachrichten und Artikel zur Lehre sowie die Rubrik Bücher & Personen. Erscheinen wird die Agora künftig jeweils zum Semesterbeginn.

Ich hoffe, diese Neuordnung der Medienlandschaft stößt auf Ihr positives Urteil. Eine Leserbefragung von Report und Agora hatte jedenfalls ergeben, dass die Zusammenlegung der Medien und ein elektronischer Newsletter von der Mehrheit der Leser befürwortet wird. Allen Teilnehmern der Befragung wie auch den Journalistik-Studenten und Dr. Klaus Arnold, die diese durchgeführt haben, herzlichen Dank.

Auch in Zukunft sind wir für Ihre Rückmeldungen dankbar. Schreiben Sie uns doch – gern natürlich auch kritisch – zum Heft allgemein und zu den Artikeln der Agora im besonderen (pressestelle@ku-eichstaett.de, Pressestelle der KU, 85071 Eichstätt). Vielleicht können wir dann noch eine Rubrik „Leserbriefe“ einführen.

Thomas Pleil



Titelbild: Ein Schwerpunkt der Eichstätter Psychologie ist die Leseforschung.

STUDIUM GENERALE

Informatikguru und Wirtschaftsprüfung

Neben den Veranstaltungen für Hörer aller Fakultäten finden im Rahmen des Studium Generale über zwei Semester hinweg Symposien der Fakultäten zum Rahmenthema „Globalisierung und europäische Identität“ statt. Die Resonanz auf die ersten drei Veranstaltungen im vergangenen Wintersemester „war sehr erfreulich“, so Vizepräsident Prof. Helmut Fischer. Zwei Symposien sind nun im Sommersemester geplant.

„Leben, Lernen und Arbeiten in der virtuellen Welt“ heißt der Titel des Symposiums am 14. Mai, das von der Informatik, der Betriebspädagogik und der Arbeitswissenschaft organisiert wird. Themen sind das Zusammenspiel von Computer und Werkbank in der betrieblichen Aus- und Weiterbildung (14.15 Uhr) sowie virtuelle Ar-



Ist der Computer der Zukunft in eine Brille integriert?

beitsformen in Internet-Communities und der Open-Source-Softwareentwicklung (15 Uhr). Höhepunkt ist der Vortrag des Grazer „Informatik-Gurus“ Prof. Hermann Maurer zu Wundern, Informatik und Globalisierung ab 16.30 Uhr. Maurer ist als einer der Vordenker der Informatik bekannt und gibt einen Vorgeschmack auf die mögliche Entwicklung der Computertechnologie. Anschließend ist eine Diskussion vorgesehen. Das Symposium findet im Kollegiengebäude I, Raum A 201 statt. Zur Feier des neuen Informatik-Gebäudes in der Ostenstraße 14 schließt sich dort ab 18 Uhr eine Party an.

Die Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät organisiert das Symposium „Ökonomie und Recht: Wirtschaftsprüfung und Rechnungslegung als transnationale Unternehmens-

basis“ am 25. Juni in Ingolstadt (von 14 bis 18 Uhr). Im Rahmen dieses Symposiums werden auch die Pläne zu künftigen Studienmöglichkeiten im Bereich Wirtschaftsprüfung in Ingolstadt vorgestellt.

Auf dem Campus funkt das Netz

Studierende und Mitarbeiter der KU können sich seit kurzem ins Funknetz der Universität einklinken. Dadurch besteht zum Beispiel die Möglichkeit, mit dem eigenen Notebook drahtlos das Internet oder die Kataloge der Bibliothek zu nutzen.

Der erste Bereich dieses demnächst hochschulweiten Funknetzes wurde im Gebäude „Universitätsallee“ in Eichstätt offiziell in Betrieb genommen. Noch im Lauf des Sommersemesters soll es auch in anderen Bibliotheksgebäuden in Eichstätt, in den Aufenthaltsbereichen anderer Gebäude, in einzelnen Hörsälen und am Campus Ingolstadt funken.

Studierende oder Mitarbeiter der KU können im Rechenzentrum für 85 Euro einen Adapter kaufen oder in der Universitätsbibliothek ausleihen, der in das Notebook gesteckt wird und

die Verbindung zu den kleinen Sendern in den Gebäuden herstellt. Das Bequeme: Literaturrecherchen in der Bibliothek können gleich am eigenen Computer gespeichert oder E-Mails abgerufen werden.

Je nach räumlichen Gegebenheiten beträgt die Reichweite der in den Gebäuden angebrachten Sender mehr als 50 Meter.

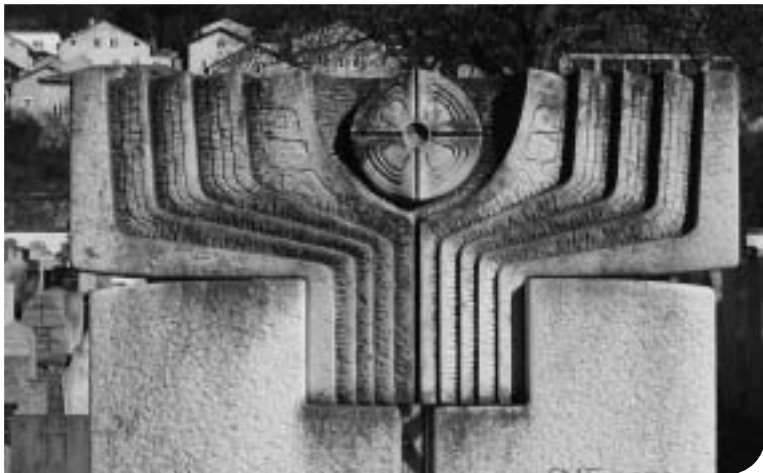
Finanziert wird das so genannte „Wireless LAN“ (drahtloses lokales Netz) mit finanzieller Unterstützung des Bayerischen Staatsministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kunst.



Auf Messen präsent

Die KU hat nun einen eigenen Messestand. Ziel der Darstellung der Universität ist es, Studierende zu gewinnen. Entsprechend werden unter dem Motto „Anders Studieren“ die hervorragenden Studienbedingungen an der KU und die Studienmöglichkeiten dargestellt. Premiere hatte der Stand auf der Internationalen Tourismusbörse (ITB) in Berlin, wo das Fach Geographie und die Studenteninitiative „Topas“ sich und die KU präsentierten. Es folgte ein Auftritt der KU auf einer regionalen Abiturientenmesse in Nürnberg. Erstmals ist die KU in diesem Jahr bei der Mittelbayerischen Ausstellung „Miba“ präsent, außerdem durch die beiden Fachhochschulfakultäten beim Ökumenischen Kirchentag in Berlin sowie auf der Jugendmesse „You“ in Essen.

Der Messestand ist so gestaltet, dass Fächer oder Fakultäten die Möglichkeit haben, ihre Informationen zu integrieren. Eingesetzt werden soll der Stand auch zur Werbung in Schulen.



PLEIL

Ringvorlesung über Sterben und Tod

„An der Uferwand der Endlichkeit“ lautet das Thema der „Eichstätter Ringvorlesung“, die im Sommersemester bereits zum fünften Mal statt findet. Die Organisatoren, die beiden Theologie-Professoren Erwin Möde und Stephan E. Müller, greifen in dieser Reihe gesellschaftliche Probleme interdisziplinär auf und wollen einen Bogen von der Wissenschaft zur Lebenshilfe spannen.

„Zu den am meisten ungelösten Schlüsselproblemen unserer Gesellschaft gehört der Umgang mit Zerbrechlichkeit, Endlichkeit und Tod“, erläutert Prof. Müller, der deshalb eine „neue Kultur der Endlichkeit“ fordert, die es dem Menschen ermögliche, sich mit der dunklen Seite des Daseins auseinanderzusetzen und Sterblichkeit und Tod anzunehmen.

Fünf Vorträge und eine Podiumsdiskussion beschäftigen sich mit dem

Sterben und dem Tod des Menschen. „Kann man Sterben lernen?“ lautet das Thema des Vortrags von Prof. Hanna-Barbara Gerl-Falkowitz am 30. April, während Prof. Möde am 14. Mai den seelischen Tod des Menschen in den Vordergrund stellt. Die aktuelle Euthanasiedebatte aus ärztlicher Sicht ist Thema von Chefarzt Dr. Volker Sängler am 21. Mai; die biblischen Perspektiven zu Sterben und Tod zeigt der Alttestamentler Prof. Burkard M. Zapff am 4. Juni auf. Prof. Müller befasst sich im letzten Vortrag am 17. Juni mit dem Suizid, während der „Umgang mit Endlichkeit, Sterben und Tod“ Thema der Podiumsdiskussion am 2. Juli ist. Die Veranstaltungen finden jeweils um 20.15 Uhr im Raum 101 im Kollegiengebäude A (Eichstätt) statt, die Podiumsdiskussion im Raum 201. Die Vorträge werden in einer neuen Buchreihe veröffentlicht.

SummerChallenge: Elite zum Sport

Zum zweiten Mal findet an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät in Ingolstadt von 30. Mai bis 1. Juni die „SummerChallenge“ statt. Eingeladen sind Studenten der zehn namhaftesten Wirtschaftsfakultäten beziehungsweise -hochschulen, um sich im sportlichen Wettkampf zu messen. Beach-Volleyball, Beach-Soccer, Duathlon (Laufen und Schwimmen) und Cheerleading versprechen dabei neben allem sportlichen Ehrgeiz auch viel Spaß. Die Idee der Veranstaltung: Wirtschaftsstudenten von verschiedenen

Hochschulen sollen die Möglichkeit bekommen, sich untereinander auszutauschen und mit Vertretern etablierter Unternehmen locker ins Gespräch kommen. Letztere finanzieren das von Ingolstädter Studenten organisierte Groß-Event. Im vergangenen Jahr hatten 350 Studenten an den Wettkämpfen teilgenommen, hinzu kamen etwa 700 Zuschauer. Der bayerische Ministerpräsident Dr. Edmund Stoiber hat in diesem Jahr die Schirmherrschaft übernommen.

► www.summerchallenge.de

Katharinen-Statue macht Uni-Patronin präsent

Eine Statue macht die Patronin der KU, die Heilige Katharina, nun auch im Foyer vor dem Holzersaal in der Sommerresidenz präsent. Die Statue, die im 15. Jahrhundert – wahrscheinlich um 1480 – in Süddeutschland entstanden ist, wurde auf Initiative des Magnus Cancellarius, des Vorsitzenden des Stiftungsvorstands und der Hochschulleitung beschafft.

Die Heilige Katharina von Alexandrien wurde der Legende nach als Tochter des Königs von Zypern geboren und erlitt 307 das Martyrium. Nach einer Disputation mit 50 heidnischen Philosophen wurde sie gerädert, enthauptet und ihr Leib zum Berg Sinai getragen.

Die Heilige gehört zu den vierzehn Nothelfern. Sie ist Patronin der Philosophen und heute Patronin der Katholischen Universität.

Die Katharinen-Skulptur ist als Gewandfigur gearbeitet und steht auf einem Sockel. In der linken Hand präsentiert sie ein Rad (das stilisiert auch im KU-Logo auftaucht), in der rechten Hand hält sie ein Buch. Die Heilige trägt eine Krone und lang herabfallende Haare.



SKIZZE: LANG

Als Sprachassistentin nach Kaliningrad

DAAD und Robert Bosch-Stiftung schicken junge Geisteswissenschaftler als Botschafter Deutschlands in die ganze Welt. Ein Erfahrungsbericht einer Absolventin der KU.

► Von Susanne von Horn

Draußen liegt viel Schnee, die Haustür ist selbst von innen mit Eis überzogen; es ist Winter in Kaliningrad. Trotzdem treffen wir, eine Gruppe russischer Studenten, ein Lektor der Robert-Bosch-Stiftung und ich, die DAAD-Sprachassistentin, uns am Samstagmorgen pünktlich am Bahnhof, um gemeinsam einen Tagesausflug nach Svetlogorsk, das ehemalige Rauschen, zu machen. Ausflüge, (Weihnachts-)feiern, Stammtische, Filmabende und andere Aktivitäten gehören zu dem regelmäßigen Programm, das wir für unsere Studenten informell anbieten. Unser Auftrag, formuliert von unseren deutschen Arbeitgebern, reicht schließlich von der Förderung der Völkerverständigung, der deutschen Sprache und Kultur, bis hin zur Mithilfe in dem schwierigen Prozess der Neuorientierung russischer Universitäten.

Zu diesem Zweck schicken sowohl der DAAD als auch die Robert-Bosch-Stiftung jedes Jahr Absolventen hauptsächlich der Geistes- und Sozialwissenschaften,

besonders Germanisten und angehende Lehrer, für ein oder mehrere Jahre in die ganze Welt. An ihren neuen Universitäten unterrichten sie, wie ich hier in Kaliningrad, acht bis zwölf Wochenstunden entspre-

Sprachunterricht, eigene Forschung und viele Erfahrungen

chend der von ihnen absolvierten Fachrichtung. „Nebenbei“ soll eine Vernetzung der am Ausland interessierten Studenten stattfinden, das gegenseitige Kennen lernen gefördert, Stipendien- und sonstige Informationen über Deutschland verteilt werden. Schließlich ist unsere Anstellung auch als Forschungsstipendium gedacht, was bedeutet, dass wir selbst hier lernen, forschen und später auch die deutsche Diskussion mit Beiträgen über unsere Gastländer anreichern sollen.

Voll mit Enthusiasmus und Informationen aus den gemeinsamen Vorbereitungstreffen steht man erst einmal einer neuen Welt, neuen Sprache und den vielen kleinen Problemen des Alltags gegenüber,

die zunächst eine gehörige Portion des anfänglichen Enthusiasmus verbrauchen. Trotzdem wird einem durch Besuch unserer Lehr- und sonstigen Veranstaltungen, durch Fragen vor, in und nach dem Unterricht, durch Einladungen, Gespräche und Diskussionen schnell gezeigt, wie sehr unsere Präsenz begrüßt wird. Unser Ausflug, auf dem wir einen bunten deutsch, englisch russischen Sprachmix gesprochen haben, war nicht nur wunderschön. Er hat allen im Verlaufe des Tages gezeigt, dass Internationalität und die Beherrschung von Fremdsprachen eben nicht nur hohle Forderungen aus einem trockenen Unterricht sind, sondern in der angewandten Kommunikation neue Wege eröffnen. In diesem Sinne kann ich von mir sagen, dass ich das erste halbe Jahr in Kaliningrad sehr genossen habe. Allen künftigen Absolventen unserer Uni, die ein Interesse daran haben, weiter im Prozess von Lehre und Forschung zu verbleiben, möchte ich diese Austauschprogramme wärmstens empfehlen.

► Weitere Informationen:

Deutscher Akademischer Austauschdienst (DAAD), Bonn
<http://www.daad.de/ausland/de/postmaster@daad.de>



PLEIL

Die Fakultät für Soziale Arbeit der KU und der Landesverband Bayern der Caritas diskutieren Möglichkeiten der Kooperation. Dabei geht es vor allem um eine Abstimmung des Studienangebots der Fakultät und des Anforderungsprofils für Mitarbeiter der Caritas. AGORA sprach mit Landes-Caritasdirektor Prälat Karl-Heinz Zerrle.

AGORA: Wie intensiv ist der Austausch zwischen der Caritas als einem der größten Arbeitgeber sozialer Einrichtungen und den Hochschulen als Ausbildern?

ZERRLE: In Bayern ist das sehr

„Nur wenig Kontakt“

unterschiedlich. Die Caritas hat – auch auf Grund personeller Verknüpfungen – engen Kontakt zur Katholischen Stiftungshochschule in München. Mit anderen Hochschulen haben wir bislang wenig Kontakt. Doch wir sind natürlich interessiert an den Hochschulen, die für den Sozialbereich ausbilden.

AGORA: Wie könnte eine Kooperation mit der KU aussehen?

ZERRLE: Wir sind an einer Zusammenarbeit mit Ausbildungsstät-

ten sehr interessiert und speziell mit der Universität Eichstätt, die uns als ka-

tholische Universität selbstverständlich nahe steht. Es war für uns überraschend, dass die Universität auf uns zugeht und den Dialog in Gang bringt. Und sehr erfreulich ist, dass die Universität unsere Bedürfnisse ermittelt und diese bei ihrem Master-Studiengang berücksichtigt hat. Wir haben nun auch über die Inhalte der grundständigen Ausbildung diskutiert. Eine Zusammenarbeit ist für mich aber auch im Bereich der Theologie denkbar. Als Caritas haben wir ja den Anspruch,

Weiterbildung: Soziale Führungskräfte

► Von Thomas Pleil

Ab dem kommenden Wintersemester bietet die KU eine neue berufsbegleitende Weiterbildung für Praktiker der Sozialen Arbeit. Der „Master of European Social Work“ (Europäische Sozialarbeit) dient der Ausbildung von Führungspersönlichkeiten für Soziale Einrichtungen und Unternehmen. Vermittelt werden dabei Führungs- und Managementkompetenzen und besonders auch das Wissen zu den Strukturen, Theorien und Modellen Sozialer Arbeit in Europa. Der Studiengang wurde in engem Kontakt zu sechs europäischen Hochschulen entwickelt und künftig auch in Kooperation mit diesen angeboten.

Die Planer des Studiengangs, der im Oktober 2003 beginnen wird, gehen davon aus, dass unternehmerisches Handeln in einem europäischen Wettbewerb gerade bei sozialen Einrichtungen von zunehmender, hoher Bedeutung ist. Dies wurde beispielsweise vom Bundeskaritasverband bestätigt, der – neben anderen Arbeitgebern – in die Konzeption des Studiengangs einbezogen war.

„Führungspersonen in sozialen Organisationen müssen über theoretische Grundlagen genauso verfügen wie auch die europäischen Rahmenbedingungen und die Praxis der

Ein neuer Weiterbildungsstudiengang bildet Führungspersönlichkeiten für die Soziale Arbeit aus. Das Konzept wurde von der KU gemeinsam mit sechs europäischen Partnern und mit Praktikern entwickelt.

Sozialen Arbeit in anderen Ländern kennen“, erläutert Prof. Peter Erath, Koordinator des Studiengangs. Dies sei auch deshalb von besonderer Bedeutung, weil die Soziale Arbeit in einigen europäischen Ländern wesentlich weiter entwickelt sei als in Deutschland. Der Vergleich mit der Praxis in Tschechien oder Großbritannien etwa kann damit für die Lösung von Problemen im deutschen Alltag der Sozialen Arbeit hilfreich sein.

Führungskräfte sollen auch Konzepte entwickeln können

Dritter Wissensbaustein ist das Beherrschen von Methoden der Praxisforschung. Dieser befähigt die künftigen Leitungskräfte, professionelle Konzepte – beispielsweise zur Durchführung von wirksamer Qualitätsprüfung der Sozialen Arbeit – zu entwickeln und umzusetzen. „Ein Blick in die Praxis zeigt, dass gerade hier Defizite sind: Neue Konzepte können von vielen Sozialen Einrichtungen mangels Quali-

fikation der Mitarbeiter nicht selbst entwickelt werden, sondern werden von Beratern teuer eingekauft“, verdeutlicht Erath.

Um die internationale Perspektive praxisgerecht vermitteln zu können, kooperiert die Fakultät für Soziale Arbeit der KU, die den Studiengang anbietet, mit sechs europäischen Hochschulen, und zwar in Barcelona (Spanien), Canterbury (Großbritannien), Kuopio (Finnland), Lille (Frankreich), Ostrava (Tschechien) und Trient (Italien). Besuche an diesen Universitäten sind im Rahmen des Master-Studiums während eines Auslandspraktikums sowie für eine Auslandsexkursion vorgesehen.

Insgesamt dauert das Studium zwei Jahre und ist berufsbegleitend konzipiert, das heißt, die Veranstaltungen finden in Blöcken donnerstags bis samstags statt. Das Studium umfasst 48 Semesterwochenstunden und ist in acht Module und zwei Praxiseinheiten aufgeteilt. Interessenten müssen über ein qualifiziertes Diplom im Bereich der Sozialarbeit/Sozialpädagogik verfügen, eine zweijährige Berufspraxis und Englischkenntnisse nachweisen. Mit dem erfolgreichen Abschluss des Studiums wird der akademische Grad „Master of Social Work (M.S.W.)“ verliehen.

Die Studiengebühren betragen 1.570 € pro Semester, hinzu kommen die Reise- und Unterkunftskosten für die Auslandsexkursion und den Praxisforschungsaufenthalt. Bewerbungsschluss für die 20 Studienplätze ist der 1. Juli 2003.

► **Weitere Informationen:**

Prof. Dr. Peter Erath
Fakultät für Soziale Arbeit der KU
Ostenstr. 27, 85072 Eichstätt
Tel.: 0 84 21/93 12 64
master.fsa@ku-eichstaett.de
www.ku-eichstaett.de/Studieninteressenten

mehr zu bieten als die reine Dienstleistung. Insofern halte ich die Pflege des christlichen Fundaments in unserer Arbeit für wichtig.

AGORA: Wie zufrieden sind Sie mit der Ausbildung von Sozialarbeitern in Bayern?

ZERRLE: Gerade die Ausbildung in Eichstätt ist eine solide Grundlage für die Berufe, die wir brauchen. Aber es zeigen sich neue Perspektiven: Managementaufgaben und Finanzierungsfragen treten in der Sozialen Arbeit immer mehr in den Vordergrund, das sollte in der Ausbildung noch mehr Berücksichtigung finden.

AGORA: Wie können neue Quali-

fikationen wie Führungsaufgaben am besten vermittelt werden?

ZERRLE: Ich vermute, es wird unterschiedliche Wege geben. Neben den gewohnten Diplom-Studiengang werden auch in unserem Feld Bachelor- und Masterstudiengänge treten. Die Hochschulen müssen ihre Ausbildungsinhalte immer wieder neu gewichten. Die Ansprüche an die Soziale Arbeit wachsen ständig. Der Qualifizierungsbedarf ist dadurch enorm. Ein großer Teil der Nachqualifizierung wird aber außerhalb der Hochschulen laufen, auch, weil viele Praktiker nicht über einen Hochschulabschluss verfügen.

► Von Katja Lehmann & Waltraud Schreiber

Geschichte ist im Trend – das ist unübersehbar: Ein Museumsboom erfreut die Verantwortlichen mit nie da gewesenen Besucherzahlen und innovativen Neugründungen. Historische Buchreihen finden reißenden Absatz. Alternative Geschichtsinitiativen locken junge und alte Geschichtsinteressierte zur Beschäftigung mit Vergangenheit. Die Literatur, die bildenden Künste, das Kino und selbst die neuen Medien zeigen ihr Interesse an Geschichte. Nicht zuletzt treiben Fernsehreihen zu zeitgeschichtlichen Themen die Zuschauer vor die Geräte und die Einschaltquoten in die Höhe. Schlüsselwort ist die „Geschichtskultur“. Dieser moderne Begriff bezeichnet den Gesamtbereich der Aktivitäten des Geschichtsbewusstseins. Geschichtskultur ist ein eigener Bereich der Kultur mit einer spezifischen Weise des Erfahrens und Deutens der Welt. Der Mensch orientiert seine Lebenspraxis, bildet sein Selbstverständnis, interpretiert seine Umwelt nach subjektiven Maßstäben. Ob das diagnostizierte Interesse an Geschichte in weiten Kreisen der Gesellschaft nun einem Bedürfnis nach stabiler historischer Identität oder der Kompensationsleistung einer zukunftsfixierten und zukunftsverängstigten Zivilisation entspringt, bleibt Mutmaßung.

Das Interesse an „Geschichtskultur“ aber, Geschichtskultur verstanden als Sitz des Geschichtsbewusstseins im Leben, eröffnet für angehende Historiker Betätigungsfelder und Aufgaben, die besondere Qualifikationen erfordern. Für dieses Know-How, das weit über die Kompetenz wissenschaftlichen Arbeitens hinausgeht, bietet das herkömmliche Geschichtsstudium eine ungenügende Ausbildung. Der Erweiterungsstudiengang „Geschichtskultur“, den die KU als einzige Universität anbietet, hat sich zur Aufgabe gemacht, Studierende damit vertraut zu machen, wie mit Geschichte in der „Geschichtskultur“ außerhalb von Universität und Schule umgegangen wird.

Weil ein solcher Studiengang nur interdisziplinär funktionieren kann, wird die Zusammenarbeit mit Nachbarwissenschaften angestrebt.

Die Studierenden sollen sensibilisiert und vorqualifiziert werden für Tätigkeiten im weitgesteckten Arbeitsfeld der Geschichtskultur. Im Museums- und Ausstellungswesen, im Verlagsbereich, im AV- und Neue-Medien-Bereich, in Kulturreferaten von Kommunen oder Regionen, in Firmen und Institutionen werden Anforderungen an angehende Historikerinnen und Historiker gestellt, auf die der Erweiterungsstudiengang vorbereitet.

„Learnig by doing“ ist dabei wichtiges Charakteristikum der Ausbildung. Speziell geht es darum, konkrete Leistungen zu erbringen und zu reflektieren. Die Praxis als wesentlicher Teil der Ausbildung wird

erische Rundfunk, das Kultur-Pädagogische Zentrum (KPZ) in Nürnberg, die Bayerische Landeszentrale für Neue Medien und das Museum mobile, das Stadtmuseum in Ingolstadt, „Schönbrunn“ in Wien, Studierende des Erweiterungsstudiengangs „Geschichtskultur“ als Praktikanten. Kontakte bestehen weiterhin zum Haus der Bayerischen Geschichte in Augsburg, zum Haus der Geschichte in Bonn, zu den Vatikanischen Museen, zu Archiven in Hermannstadt und zu vielen anderen Institutionen der Geschichtskultur.

Wie der Begriff „Erweiterungsstudiengang“ schon sagt, wird der Lehramts- bzw. Magisterstudien-

Entdecke die Möglichkeiten

Geschichte ist im Trend – in Museen genauso wie in der Literatur oder in den Medien. Der Ergänzungsstudiengang „Geschichtskultur“ an der KU soll angehenden Historikern helfen, von dieser Entwicklung zu profitieren und sich für die entsprechenden Berufsfelder zu qualifizieren.

zum einen in Lehrveranstaltungen eingebunden. Hier wirken Experten der Geschichtskultur mit, die ihr Fachwissen und ihre praktischen Alltagserfahrungen in die Diskussion einbringen oder Workshops zu praxisrelevanten Tätigkeiten durchführen, zum Beispiel zum Führen in Ausstellungen, zum Erstellen eines Layouts von Einladungen, zu Werbeplakaten, zu Kameraführung, Vertonen und Schneiden von Filmaufnahmen, Schreiben für die Presse, Erstellen von Kalkulationen oder zu Werbestrategien.

Zudem werden Vor-Ort-Kontakte geknüpft, die Einblicke in das Netzwerk der Geschichtskultur und ihrer Institutionen erlauben. Studierende erhalten die Chance, konkrete Aufgaben in ausgewählten Feldern der Geschichtskultur zu übernehmen. Mehrwöchige Praktika in Museen, museumspädagogischen Institutionen, Kulturreferaten größerer Städte, Firmenarchiven, Funk und Fernsehen, Verlagen, Vereinen und Verbänden sind ebenfalls fester Bestandteil der Ausbildung. So hatten zum Beispiel schon der Bay-

gang Geschichte innerhalb der zulässigen Studienzeit erweitert, und zwar um 20 Semesterwochenstunden. Das Studium setzt sich aus einem Pflicht- und einem Wahlbereich zusammen. Im Pflichtbereich bekommt der Studierende eine umfassende „Einführung in den Umgang mit Geschichte in den Institutionen der Geschichtskultur“. Im Wahlpflichtbereich werden verschiedene Module angeboten: Die Studierenden können sich qualifizieren im filmischen Bereich, im Bereich Geschichte vor Ort („Hist-Tourismus“), in Museen und Ausstellungen. Sie können Fähigkeiten erlangen in Bezug auf Kulturarbeit bei Kommunen, Firmen und Institutionen. Sie können die Geschichtsarbeit in den Printmedien oder in den neuen Medien kennenlernen. Erfolgreich realisierte Projekte zeugen von der Tragfähigkeit dieses Zugriffs.

So drehten etwa Studierende des Erweiterungsstudiengangs mit der Unterstützung eines Dokumentarfilmers aus München den zwanzigminütigen Kurzfilm „Faszination



ARD

Historische Themen boomen, beispielsweise in Museen und Freizeitparks, aber auch in den Medien. Das Foto zeigt einen Ausschnitt aus dem ARD-Film „Stalin - Tod eines Diktators“.

Geschichte im Raum Eichstätt“. Hierbei hatten sie Gelegenheit, jeden einzelnen Schritt - vom Drehbuch bis zum fertig geschnittenen und nachbearbeiteten Film – nicht nur nachzuvollziehen, sondern unter fachkundiger Anleitung auch selbstständig durchzuführen.

Exkursionen nach Ungarn und Rom qualifizierten die Teilnehmer im Feld des „Hist-Tourismus“, also des historisch orientierten Tourismus. Die gesamte Planung der Exkursion übernahmen die Studierenden selbst. Sie erarbeiteten Führungen durch Städte und leiteten die Besichtigungen historischer Stätten in Eigenregie.

Einen Ausflug in die Welt der Museen und Ausstellungen ermöglichte die Mitarbeit an der Ausstellung „Mühlendorf am Inn – Salzburg in Bayern“. Dort waren Studierende des Erweiterungsstudienganges Geschichtskultur federführend bei der Konzeption und Ausarbeitung des gesamten Führungsdienstes. Sie entwarfen und hielten Führungen für Erwachsene und Kinder, thematische Spezialführungen zu einzelnen Abteilungen

und Führungen für bestimmte Zielgruppen. Ermöglicht wurde diese praktische Arbeit durch das theoretische Wissen, das eine auf das Projekt abgestimmte Sonderlehrveranstaltung zum Thema Museumspädagogik und Museumsdidaktik vermittelte. Daneben organisierten die Studierenden auch ein umfangreiches Ferien-Programm für Kinder. Dieses bot, eng rückgekoppelt mit der Ausstellung, Geschichte zum Anfassen und Mitmachen.

Um Einblicke in „publikumsorientiertes“ Schreiben zu gewinnen, arbeiten derzeit zwanzig Studierende des Erweiterungsstudienganges an einer Publikation zum Thema Flucht und Vertreibung in Folge des Zweiten Weltkriegs. Der regionalgeschichtlich ausgerichtete Sammelband wird von einer Zeithistorikerin des Hauses der bayerischen Geschichte betreut. Auch bei diesem Projekt sind die Beteiligten nicht nur für die Archiv-Recherche und das Verfassen ihrer Aufsätze zuständig, sondern auch verantwortlich für Konzeption, Finanzierung, Layout und Druck. Ergänzt wird das Publikationsvorhaben durch ein Zeit-

zeugen-Projekt, in dessen Rahmen etwa zwanzig Augenzeugen von Flucht und Vertreibung zu ihren lebensgeschichtlichen Erinnerungen Auskunft gaben. Diese Interviews zu führen, aufzuzeichnen und zu transkribieren und die daraus gewonnenen Erfahrungen in den wissenschaftlichen Beiträgen zu verarbeiten, stellt eine Zusatzqualifikation auf dem Gebiet der „Oral History“ dar, die in der Geschichtskultur, nicht zuletzt aufgrund des „Abtretens der Überlebenden“ ein höchst aktuelles Thema ist.

Die vielfältigen praktischen Tätigkeitsfelder, die der Erweiterungsstudiengang „Geschichtskultur“ erschließt, zeigen: Geschichte ist auch außerhalb der Universitäten und Schulen gefragt. Um diese Nachfrage zu befriedigen, bedarf es der nötigen Erfahrungen. Diese können im Erweiterungsstudiengang erworben werden. Die Anforderungen für den Studienabschluss beinhalten die schriftliche Planung, Begründung und Entwicklung eines Projekts zu einem gewählten Schwerpunkt und die Vertretung des Konzepts in einer öffentlichen Diskussion mit einem externen Sachverständigen und einem Professor der Geschichts- und Gesellschaftswissenschaftlichen Fakultät. Den Nachweis eines erfolgreich abgeschlossenen Studiums des Erweiterungsstudienganges liefern ein qualifizierendes Zertifikat und eine Bewerbungsmappe. Diese enthält die Unterlagen, die die erbrachten praktischen Leistungen dokumentieren (zum Beispiel Werbepлакate für ein historisches Event; Ausstellungstexte und -konzepte; Presseartikel; CD-Roms, die historische Stätten multimedial erschließen etc.).

Ein Ende des Booms der Geschichtskultur in der Öffentlichkeit ist nicht in Sicht. Wer sich nicht allein mit der Geschichtsvermittlung in der Schule oder an der Universität zufrieden geben will, hat durch den Erweiterungsstudiengang „Geschichtskultur“ die Chance, sich das weite Feld der Möglichkeiten offen zu halten.

Eingrenzen, abgrenzen, ausgrenzen?

Eichstätter Geschichts-Studenten erkundeten gemeinsam mit Studierenden dreier anderer Universitäten den Hadrianswall als Beispiel einer römischen Grenze.

► Von **Andreas Hartmann**

Exkursionen für Historiker – ein teurer und überflüssiger Luxus? Solche Vorurteile sollten in einer Zeit, die sich der vielfältigen Verflechtungen und Abhängigkeiten zwischen dem Handeln des Menschen und seiner naturräumlichen Umgebung immer mehr bewusst wird, eigentlich überwunden sein. Dies gilt besonders für einen Bereich der historischen Forschung, der angesichts der aktuellen politischen Entwicklungen zu dringender Aktualität gelangt ist: die Auseinandersetzung mit dem Phänomen „Grenze“. Nachdem der Globalisierungstraum der 90er Jahre zunächst ausgeträumt ist, dürfen und müssen Funktionieren und Bedeutung von „Grenzen“ zwischen Kulturen, Religionen und Staaten Gegenstand intensiven Nachdenkens innerhalb der verschiedensten gesellschaftswissenschaftlichen Disziplinen sein: Ist das Konzept einer linearen Grenze den kulturellen, politischen und militärischen Realitäten überhaupt angemessen? Gibt es so etwas wie „natürliche“ Grenzen oder handelt es sich bei Grenzen vor allem um kulturelle Konstrukte? Welche Bedeutung haben Grenzonen als Räume der ökonomischen und kulturellen Interaktion? Diese Fragestellungen können ohne eine Kenntnis der Sachkultur und der geographischen Eigenheiten einer bestimmten „Grenze“ nicht sinnvoll behandelt werden.

Besonderes Interesse finden in diesem Zusammenhang seit jeher die Militärgrenzen des Römischen Reiches. Dies ist vor allem den beeindruckenden archäologischen Überresten der Grenzanlagen (limites) in Germanien und Britannien zu danken. Der mittlerweile zum Weltkulturerbe zählende Hadrianswall legt bis heute ein monumentales Zeugnis ab für die Sehnsucht seiner Erbauer nach einer sicheren „Gren-

ze“. Nach etwa 80 Jahren römischer Präsenz in Britannien hatte sich bis zum Beginn des 2. Jahrhunderts n. Chr. die nördlichste West-Ost-Achse des römischen Straßensystems auf der Insel, die sogenannte Stanegate, zu einer Art Grenze der Provinz Britannia ausgebildet.

Der Regierungsantritt Hadrians brachte eine Zäsur: Der Kaiser initiierte den Ausbau künstlicher Grenzanlagen an den Landgrenzen des Reiches – der reale Weltherrschaftsanspruch der augusteischen Zeit wich endgültig einer Politik der offensiven Besitzstandswahrung. Im Jahre 122 n. Chr. besuchte Hadrian Britannien und brachte wahrscheinlich schon mit Blick auf die geplanten Baumaßnahmen eine zusätzliche Legion mit auf die Insel. Der ursprüngliche Plan sah vor, eine Mauer von etwa 113 km Länge zwischen Newcastle und Bowness-on-Solway zu errichten. In regelmäßigen Abständen sollten Wachtürme eine wirksame Grenzüberwachung und Meilenkastelle mit Toren eine einfache Passage ermöglichen. Die Kampfverbände sollten in den alten Kastellen an der Stanegate verbleiben.

Schon in diesem Stadium wird deutlich, dass der Hadrianswall weder als undurchdringlicher „Eiserner Vorhang“ noch als Kampfplattform gedacht war: Die vielen Durchgänge in den Meilenkastellen ermöglichten einen unproblematischen Grenzverkehr – freilich unter der aus literarischen Quellen für andere Grenzen belegten rigiden Kontrolle durch das Militär. Das war schon deswegen angezeigt, weil der Hadrianswall keineswegs die nördliche Grenze römischer Präsenz und römischen Einflusses bezeichnete. Die vorgeschobenen Forts von Bewcastle,

Einerseits Grenze - andererseits integrierender Faktor: Der Hadrianswall spielte im Römischen Reich eine besondere Rolle.

Birrens und Netherby markieren einen Herrschaftsanspruch auch jenseits der „Grenze“. Um als Kampfplattform zu dienen, war der Hadrianswall ohnehin viel zu schmal und zu schlecht zugänglich. Abgesehen davon war die römische Armee von ihrer Ausrüstung und Taktik her niemals auf einen Verteidigungskampf eingerichtet. Die starke Präsenz berittener Einheiten am Wall macht deutlich, dass Rom im Gegenteil offensiv im Vorfeld des Walles zu operieren gedachte. Schließlich ist darauf hinzuweisen, dass an den anderen limites, die als Palisadenzäune ausgeführt wurden, ein Patrouillieren auf der Mauer beziehungsweise eine Nutzung als Wehrmauer von vornherein unmöglich war. Für den Hadrianswall sind weder eine Brustwehr noch gar Zinnen wie sie so oft auf pittoresken Rekonstruktionszeichnungen erscheinen archäologisch belegt. Bereits ein Jahr nach Beginn der Arbeiten zeigten sich freilich schwer-



wiegende Mängel an diesem ursprünglichen Konzept: Der Wall regulierte nämlich nicht nur den Zugang in die Provinz, sondern beschränkte auch die Fähigkeit der römischen Truppen an der Stangate, schnell nach Norden vorzustoßen. Man entschloss sich daher, unmittelbar am Wall neue Forts anzulegen. Drei ihrer vier Haupttore öffneten sich in das Gebiet nördlich des Walles. Andererseits legte man im Rücken des Walles ein Grabensystem an, das so genannte vallum. Dieses konnte nur an den Forts überschritten werden.

Um diese besterhaltene Militärgrenze Roms besser verstehen zu lernen, fanden sich im vergangenen Sommersemester Forschende und Studierende der Fachbereiche Alte Geschichte und Provinzialrömische Archäologie aus drei deutschen Universitäten zusammen. Gemeinsam

mit Prof. Helmut Bender, Prof. Hartmut Wolff (beide Passau) und Dr. Günther Moosbauer (Osnabrück) initiierte Prof. Gerhard Waldherr (Alte Geschichte, KU) eine entsprechende Exkursion. Zunächst hatten die Teilnehmer eine intensive Vorbereitung im Rahmen einer Übung und eines zweitägigen Blockseminars in Passau zu absolvieren. Als besonders befruchtend erwies sich hierbei das Zusammentreffen unterschiedlicher Fächerkulturen und Forschungsschwerpunkte. Dass die sich hier entstehenden Fragen dann vor Ort vertieft werden konnten, ist besonders der Förderung durch die Maximilian Bickhoff-Universitätsstiftung zu verdanken.

Im Herbst 2002 absolvierten die Teilnehmer der einwöchigen Exkursion ein dichtes Programm, das seine Höhepunkte in den ausgedehnten Wanderungen entlang des Walls, dem Dialog mit den Ausgräbern, sowie den Diskussionen innerhalb der Gruppe fand. So erläuterte etwa in South Shields ein britischer Forscher neueste Ausgra-

bungsbefunde, die ein Licht auf die Unterbringung der römischen Soldaten in den Forts werfen: Urinruben in den Kasernen scheinen darauf hinzudeuten, dass sich Reiter und Pferd ihre Behausung teilten. Das alte Rätsel, wo sich in römischen Forts die Ställe befanden, wäre damit gelöst. Einzigartige Funde aus Leder und Holz, darunter einige der berühmten Schreiftäfelchen, waren im Museum von Vindolanda zu bewundern und ermöglichten einen nur hier zu gewinnenden Einblick in das tägliche Leben am Hadrianswall.

In den Forts teilten sich Reiter und Pferd ihre Behausung

Als Hadrian 138 n. Chr. starb, schien es zunächst, als sollte sein Wall als riesige Bauruine enden: Antoninus Pius ordnete die Besetzung Südschottlands bis zum Forth-Clyde-Isthmus und die dortige Errichtung einer neuen Grenzanlage an. Aus bisher nicht eindeutig erkennbaren Gründen gab man diese jedoch schon um 160 n. Chr. wieder auf, und der Hadrianswall blieb bis zum Ende der römischen Herrschaft in Britannien am Beginn des 5. Jahrhunderts n. Chr. die maßgebliche „Grenze“. Freilich mit einer wichtigen Modifikation: Im Zuge des Vorrückens unter Antoninus Pius war das vallum in regelmäßigen Abständen durchstochen worden, im Süden des Walles befand sich also kein hermetisch abgegrenzter Militärbezirk mehr. Dies und die lokale Rekrutierung der am Wall stationierten Hilfstruppen führten dazu, dass die Forts und die sich um sie bildenden Zivilsiedlungen zu regelrechten Zentren der Romanisierung wurden. Die Armee fungierte gewissermaßen als „Schule des Römertums“, die am Ende der Dienstzeit durch die Verleihung des Bürgerrechtes abgeschlossen wurde. Ausgerechnet die „Grenze“ entfaltete so ein beachtliches integratives Potenzial. Aber das ist nur eine der paradoxen Erkenntnisse über „Grenzen“ in Rom und anderswo, die die Teilnehmer von ihrer Exkursion mit nach Hause brachten.



HARTMANN



Corporate Citizenship interdisziplinär

Ein Projektseminar brachte angehende Kaufleute und Pädagogen in Ingolstadt und Eichstätt zusammen. Sie studierten die Zusammenarbeit von Unternehmen mit unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen und entwickelten hierzu auch eigene Konzepte.

► Von André Habisch & René Schmidpeter

Gegenstand des Forschungsschwerpunkts ‚Corporate Citizenship - Unternehmen und Gesellschaft‘ an der Professur für Christliche Sozialethik und Gesellschaftspolitik sind bereichsübergreifende Kooperationsformen zwischen Unternehmen und Partnerinstitutionen aus dem Bereich der Zivilgesellschaft (vgl. AGORA 1/01). Durch die Zusammenarbeit über gesellschaftliche Funktionsbereiche (Wirtschaft, Sozialsystem, Bildungseinrichtungen, Kultur etc.) hinweg wachsen Potenziale wechselseitigen Lernens und bereichsübergreifender ‚Sozialer Kompetenz‘. Dieser Gegenstand sollte auch das methodische Vorgehen bei der Konzeption und Durchführung der Lehrveranstaltung prägen. Daher wurde das Hauptseminar als gemeinsame Veranstaltung für Studenten als zukünftige Fach- und Führungskräfte sowohl aus dem sozial-caritativen Bereich als auch aus der Wirtschaft konzipiert. In Zusammenarbeit mit dem Lehrstuhl für Sozialpädagogik (Eichstätt) und dem Lehrstuhl für Wirtschaftsethik (Ingolstadt) konnten etwa 25 Studierende beider Universitätsstandorte gewonnen werden.

In je zwei Einführungsveranstaltungen in Eichstätt und Ingolstadt wurden die Teilgruppen an die Thematik herangeführt. Dies diente dazu, eine einheitliche Ausgangsbasis für den sich anschließenden zentralen Teil der Veranstaltung zu legen. Hier flossen auch die Forschungsergebnisse ein, die aus verschiedenen durch die DFG, die Deutsch-britische Stiftung (AGF) und das Bundesforschungsministerium geförderten Projekten zu ‚Sozialem Kapital‘ resultierten.

Der Hauptteil des Seminars bestand in drei ganztägigen Blockse-

minaren. Empirische Basis dieses Moduls waren zunächst die Praxisbeispiele der Kooperation von Unternehmen mit anderen gesellschaftlichen Bereichen, über die wir aus der wissenschaftlichen Begleitung des Unternehmenswettbewerbs ‚Freiheit und Verantwortung‘ der Spitzenverbände der Wirtschaft unter Schirmherrschaft des Bundespräsidenten verfügen. Bei diesem Wettbewerb, der von den Spitzenverbänden der Deutschen Wirtschaft getragen war, wurden Unternehmen ausgezeichnet, die sich aufgrund ihrer Kooperationen – beispielsweise mit sozialen Einrichtungen – besonders als Corporate Citizens hervortaten. Im Seminar wurden zahlreiche Beispiele solcher Kooperationen vorgestellt.

Lösungen für gesellschaftliche Probleme der Region entwickelt

Im Anschluss an diesen fachlichen Input wurden interdisziplinäre Gruppen gebildet, in denen je zwei Teilnehmer aus Ingolstadt und Eichstätt zusammenarbeiteten. Diese Teams waren die eigentlichen Orte, an denen bereichsübergreifendes Lernen praktisch statt fand und in die das Vorwissen der Teilnehmer einfluss. Denn hier mussten zunächst vorgegebene Beispielkooperationen aus ‚Freiheit und Verantwortung‘ intensiv studiert und anschließend im Plenum präsentiert werden. Daraufhin stellte in einem zweiten Durchgang jede Gruppe ihr eigenes ‚Meisterstück‘ dar: ein imaginäres, aber an den Vorerfahrungen und Praxiskenntnissen der Studenten orientiertes Kooperationsprojekt, in das die unterschiedlichen Kompetenzen einfließen sollten und das der Lösung eines konkreten gesellschaftlichen Problems in der

Region dienen würde. Der Vortrag und die schriftliche Ausarbeitung wurden von den Gruppen in intensiven Sitzungen und einem lebendigen interdisziplinären Austausch zwischen den Standorten Eichstätt und Ingolstadt erarbeitet.

Die Ergebnisse waren von überraschender Qualität und könnten Ansatzpunkte für reale Engagements werden. Eine seminarinterne Jury bewertete die Vorträge anhand der realen Wettbewerbskriterien und kürte das Projekt ‚Insourcing‘ als ‚unseren‘ Preisträger. Dieses Projekt hat das Ziel, die Integration behinderter Menschen in die Gesellschaft zu fördern. Die Studierenden haben dazu ein Konzept entwickelt, wie das ‚Insourcing‘ einer Behindertenwerkstatt in die Produktion eines mittelständischen Unternehmens der Orthopädietechnik verwirklicht werden kann. Die Idee: Anstatt Einzelteile wie sonst üblich von Lieferanten zu beziehen, sollen diese in der in die Firma integrierten Behindertenwerkstätte hergestellt werden.

Rückblickend hat sich das Seminar konzept bewährt. Insbesondere ermöglichte der interdisziplinäre Austausch, der aus Sicht Studierender insbesondere aus Ingolstadt manchmal zu kurz kommt, wechselseitige Vorbehalte abzubauen und ansatzweise ‚soziale Kompetenz‘ auszubilden. Auch das fachliche Lernen kam nicht zu kurz, war aber eingebettet in die Darstellung der Projekte, die praxisnahe Einblicke in ganz unterschiedliche gesellschaftliche Kontexte vermittelten. Die Studierenden lernten nicht nur von uns, sondern auch voneinander – und wir von ihnen. In einer Sitzung referierte ein Gastdozent unserer britischen Partnerinstitution zu internationalen Entwicklungen des Corporate Social Responsibility.

Die Erfahrung des Seminars zeigt: Gerade eine kleine Universität wie die KU sollte die Möglichkeit interdisziplinärer Brückenschläge intensiv nutzen. Dies gilt besonders, wo es um die Vermittlung sozial-ethischer Inhalte und eine umfassende Persönlichkeitsentwicklung geht, die das Ziel des Studiums an einer katholischen Universität ist.

Kognitive Methoden zur Frühentdeckung von Lesestörungen

Ein Schwerpunkt der Eichstätter Psychologie ist Leseforschung. Mit Hilfe computergestützter Methoden können mögliche Ursachen für Lesestörungen relativ früh entdeckt werden. Das Interdisziplinäre Zentrum für Gesundheitswissenschaften will eine Beratungsstelle einrichten.

► Von Arthur Jacobs

Stellen Sie sich vor, Sie werden gebeten, das (Fremd)Wort „REINE-CLAUDE“ laut zu lesen oder das Ihnen vorgesprochene Wort „talje“ zu buchstabieren. Menschen, die Fremdsprachen lernen, kennen das Phänomen, das Sie gerade vielleicht auch erlebt haben: sie sehen ein Wort und wissen nicht immer sofort, wie es richtig ausgesprochen wird, oder sie hören ein Wort und

können es nicht sofort (richtig) schreiben. Immer mehr Menschen, meist Kinder, haben nun Probleme mit diesen beiden elementaren kognitiven Leistungen sogar bei einfachen Wörtern ihrer Muttersprache. Aufgabe der experimentalpsychologischen Leseforschung, so wie sie am Lehrstuhl für Psychologie II der KU betrieben wird, ist es die Frage zu beantworten, wie die kognitiven Prozesse (z.B. Wahrnehmungs- und Gedächtnisvorgänge), die

der Kodierung und Dekodierung der gesprochenen Sprache zu Grunde liegen, beim Lesen, Buchstabieren und Schreiben funktionieren. Dazu wird mittels computergestützter, kognitiver Methoden und Simulationsmodellen untersucht, wie zwei grundlegende Operationen gelernt und mental ausgeführt werden können:

- elementare Sprachlaute in Schriftsymbole transformieren und umgekehrt (z.B. Phoneme -kleinste bedeutungsscheidende Sprachlaute wie /p/ oder /b/- in Buchstaben und Buchstaben in Phoneme).
- Information über diese Symbole (z.B. welche Buchstaben an welchen Positionen im Wort vorkommen) in Information über Bedeutung transformieren und umgekehrt.

Als Kleinkinder lernen wir zunächst, einzelne Phoneme zu produzieren, dann Phonemfolgen (Konsonant-Vokal Verbindungen, Silben), dann ganze Worte. Irgendwann sollen wir dann lernen, diese Sprachlautfolgen durch Schriftzeichen abzubilden. In vielen sog. alphabetischen oder phonographischen Sprachen wie dem Deutschen müssen Kinder dazu das *Alphabetische Prinzip* internalisieren, also die Tatsache, dass die alphabetischen Schriftzeichen (Buchstaben oder Buchstabengruppen, so

Versuchsleiter und Proband bei der Vorbereitung zur Messung hirnelektrischer Ströme in einem Lesetest.



FEI/MEIER



genannte Grapheme) Phoneme kodieren. Die Psychologie spricht in diesem Fall auch von der *Entdeckung der Basisebene*. Dort treffen die mentalen Repräsentationen der graphischen und lautlichen Symbole zusammen. Dies zu erlernen wird jedoch durch mindestens drei Probleme erschwert.

Erstens existieren Irregularitäten in den Beziehungen zwischen den Symbolen der gesprochenen und der geschriebenen Sprache (z.B. langes A = AH oder AA oder A, wie in NACH; CH = /k/ wie in CHOR oder /sch/ wie in CHEF). Alphabetische Schriftsprachen unterscheiden sich dabei hinsichtlich Umfang und Schwere dieser Irregularitäten. Im Englischen, dessen Lautsystem entwickelt wurde, um Schreibweisen von Morphemen (kleinste lautliche Bedeutungseinheit) konstant zu halten (z.B. HEAL/ HEALTH) müssen etwa 40 Phoneme auf 26 Buchstaben abgebildet werden.

Dies erfordert einerseits distinkte Buchstabengruppen (Grapheme wie EA in BEACH) zur Kodierung

sämtlicher Phoneme und führt andererseits zu einer hohen Irregularität in der Schrift-Laut und Laut-Schrift Kodierung. Im Englischen ist die Schrift-Laut Kodierung sehr problematisch: dies verdeutlichen etwa die Wörter BALL, PARK oder HAND, deren Aussprache die Kenntnis dreier verschiedener Phoneme für dasselbe Graphem A benötigt, welches im Deutschen in allen drei Wörtern durch das gleiche Phonem kodiert wird. Im Französischen ist eher die Laut-Schrift Kodierung sehr problematisch, wie das Beispiel des Phonems /o:/ zeigt, für welches sich eine Vielzahl verschiedener Schreibweisen finden (z.B. OH, EAU, EAUX). Eigene und andere Untersuchungen stützen mittlerweile die These, dass englisch- und französischsprachige Leser sich an dieses inkonsistente Schrift-Laut System dahingehend angepasst haben, dass sie beim (leisen) Lesen im Gegensatz zu deutschsprachigen Lesern nicht die Basisebene (Phonem), sondern größere Einheiten (Graphem- und Reimrepräsentationen, Wörter) benutzen. Es ist somit fraglich, ob Lesetests oder Lesetrainingsverfahren aus dem amerikanischen Raum nach einer entsprechenden Übersetzung in deutschen Schulen oder Kliniken ohne weiteres eingesetzt werden können, wie dies heute oft der Fall ist.

Zweitens wird das Erlernen des Alphabetischen Prinzips dadurch erschwert, dass mentale Reprä-

sentationen auf höheren Ebenen gewöhnlich leichter zugänglich sind als solche auf niederen Ebenen. Kinder können gewöhnlich besser die Anzahl von Silben in einem Wort angeben als die Anzahl von einzelnen Phonemen.

Ein drittes Problem besteht in der *Dominanz der Bedeutung über die Form*. Ein Beispiel ist die Beobachtung, dass bei Kindern semantische Merkmale, die zwei Wörter gemeinsam haben (etwa der Umstand, dass TIGER und CLOWN beide mit einem Zirkus assoziiert sind), lautliche (phonologische) Unterschiede zwischen ihnen (etwa die Tatsache, dass beide Wörter mit einem anderen Anlaut beginnen) maskieren können. Aber auch bei Erwachsenen greift dieses Problem: zeigt man ihnen unerwartet nur kurz ein geläufiges Wort auf einem Bildschirm, so können sie direkt im Anschluss daran sehr gut die Bedeutung des Wortes wiedergeben, aber es fällt ihnen schwer zu sagen, ob das Wort in Druck- oder Schreibschrift geschrieben war, ganz in Großbuchstaben oder nicht, in Schwarz auf Weiß oder umgekehrt.

Bei Kindern, die die Muttersprache lernen und Erwachsenen, die Fremd-



sprachen lernen, können diese drei Probleme das Erlernen des Alphabetischen Prinzips und damit das Wissen über Informationen, die für das Lesen und Schreiben grundlegend sind, erschweren. Ein „guter Leser“ kann nicht nur die Bedeutung(en) eines Wortes korrekt angeben, sondern kann auch seine verschiedenen Erscheinungsformen auf unterschiedlichen Ebenen sofort korrekt beschreiben: er kann das Wort buchstabieren, die Anzahl seiner Buchstaben und Laute angeben, sagen, ob es sich um ein Nomen, Adjektiv oder Verb handelt, mit welchem anderen Wort es sich reimt usw. Immer mehr Kinder können solche vermeintlich einfachen Informationen über Wörter nicht richtig im Gedächtnis speichern oder dort nicht richtig bzw. effizient abrufen. Bereits neun Typen von Lesestörungen, die sowohl Kinder als auch Erwachsene (z.B. nach Schlaganfällen) aufweisen

können, zählt die neuropsychologische Forschung auf und vermutlich werden weitere hinzukommen:

- ▶ *Neglect-Dyslexie*: Probleme beim Identifizieren von Worthälften, die zu Wortverwechslungen führen können, wie z.B. GEOGRAPHIE statt AUTOBIOGRAPHIE.
- ▶ *Attentive Dyslexie*: Probleme beim Lokalisieren von Buchstaben in Wörtern, die zu Wortverwechslungen führen können, wie z.B. HASE statt SAHNE.
- ▶ *Alexie*: Probleme, Wörter als Ganzes zu lesen, die zum sog. „Buchstaben-für-Buchstaben“ lesen und damit zu extrem hohen Lesezeiten führen.
- ▶ *Visuelle Dyslexie*: Probleme beim Identifizieren von Wörtern, die zu Wortverwechslungen führen können, wie z.B. ARGUMENT statt ARRANGEMENT.
- ▶ *Nicht-semantisches Lesen*: Probleme beim Entziffern der Bedeutung eines Wortes, das zwar korrekt ausgesprochen, dessen Bedeutung aber nicht korrekt wiedergegeben werden kann.
- ▶ *Oberflächendyslexie*: Probleme beim Lesen irregulärer Wörter, wie z.B. „keff“ statt „scheff“ für CHEF.
- ▶ *Phonologische Dyslexie*: Probleme beim Lesen von neuen Wörtern oder Kunstwörtern (unbekannte Buchstabenfolgen), wie z.B. BAL-KON statt FALTON.
- ▶ *Semantische Zugriffsdyslexie*: Probleme beim Lesen (korrekten Aussprechen) eines geläufigen Wortes, dessen Bedeutung umschrieben werden kann, wie z.B. „etwas, das ein Tier sein könnte“ statt „BIBER“.
- ▶ *Tiefendyslexie*: Probleme beim Lesen von semantisch ähnlichen Wörtern, die zu Verwechslungen führen, wie z.B. FAHRRAD statt TANDEM, GELD statt KOSTEN.

Mit welchen Methoden kann nun die Psychologie zur möglichst frühzeitigen Entdeckung von Lesestörungen, insbesondere bei Kindern, beitragen? Eine Vielzahl von neuen, oft computergestützten Untersuchungsverfahren sind im letzten Jahrzehnt entwickelt worden. Abgesehen von standardisierten Lese- und Schreibtests, wie dem Salzburger Lese- und Rechtschreibtest, die nur von Experten durchgeführt werden können, haben sich

vor allem Tests der so genannten *Phonologischen Bewusstheit* (explizites Wissen um die lautliche Struktur von Wörtern) für die Frühentdeckung möglicher Defizite beim Lesenlernen als nützlich erwiesen, die auch von Eltern zu Hause durchgeführt werden können. Die große Anzahl verschiedener Tests zur Messung und zum Training der Phonologischen Bewusstheit lässt sich

Ein einfacher und nützlicher Test ist das Kunstwortlesen

in fünf Schwierigkeitsklassen unterteilen. Zu den einfachsten Tests gehören *Phonemstreichchen*, *-hinzu-fügen*, oder *-austauschen*. Hierbei soll das Kind einen bestimmten Laut aus einem Wort entweder entfernen („Du kennst doch das Wort HAUS? – Jetzt nimm den ersten Laut weg. Wie heißt das Wort nun?“), hinzufügen („Jetzt hänge ein /t/ daran. Wie heißt es dann?“) oder austauschen („Nimm den ersten Laut weg und ersetze ihn durch ein /m/. Wie heißt es nun?“). Etwas schwieriger sind so genannte *Phonemklopfaufgaben*, bei denen das Kind für jeden Laut eines Wortes z.B. auf den Tisch klopfen soll. *Silbentrennungstests* sind wiederum etwas schwieriger, gefolgt von so genannten „*Passt Nicht? Aufgaben*“ (das Kind soll entdecken, welches Wort nicht zu einer Reihe passt: z.B. Haus, Maus, Mais, Laus) und *Reimtests* (was reimt sich mit BERGE?).

Ein anderer, ebenso einfacher wie nützlicher Test ist das *Kunstwortlesen*. Hierbei soll das Kind Buchstabenfolgen, die keine Wörter der deutschen Sprache sind, laut lesen. Da das Kind keine mentalen Repräsentationen dieser Buchstabenfolgen als Ganzes gelernt haben kann – es hat sie nie zuvor gehört oder gesehen – gibt es theoretisch nur zwei Möglichkeiten, um zu einer regelgerechten Aussprache zu kommen. Entweder es muss jeden einzelnen Buchstaben bzw. jedes Graphem in das entsprechende Phonem transformieren, oder es benutzt beim lauten Lesen Analogiedenken, indem es das Kunstwort so ausspricht, wie ihm bekannte Wörter, die eine ähnliche orthographisch-phonologische Struktur haben. Zeigt man ihm etwa

FELDMEIER

Mit Computertests und dem EEG wird untersucht, welche Partien im Gehirn am Leseprozess beteiligt sind.

KOLZ, so kann es einerseits sein Wissen über die lautliche Umsetzung einzelner Buchstaben benutzen und von links nach rechts vorgehend /k/ /o/ /l/ /z/ zu einer Lautfolge zusammensetzen. Andererseits könnte es KOLZ in Analogie zu dem ihm eventuell bekannten Wort HOLZ aussprechen und wäre dann in der Regel schneller als bei der ersten Strategie. Beide Strategien (serielle Graphem-Phonem Umwandlung und Lesen über Analogien) sind jedoch nicht ohne Tücke, weil es auch in der deutschen Sprache Irregularitäten in der Schrift-Laut Umwandlung gibt. Soll das Kind etwa GACH lesen, so hat es zwei Aussprechmöglichkeiten, mit kurzem A wie in BACH oder mit langem wie in NACH. Durch geschickte Manipulation der Kunstwörter kann man somit herausfinden, über wie viel Wortwissen und Informationen bezüglich der Schrift-Laut Umsetzung ein Kind verfügt.

Entdecken Eltern oder Lehrer bei solch einfachen Tests der Phonologischen Bewusstheit Probleme, kann das Kind mit weiteren, meist computergestützten Tests im psychologischen Labor untersucht werden, um mögliche Defizite genauer zu analysieren.

Mit psychophysischen und signalentdeckungstheoretischen Methoden kann festgestellt werden, wie gut ein Kind zum Beispiel zwei Laute oder Buchstaben voneinander unterscheiden kann (perzeptive Sensitivität). Kinder, die Schwierigkeiten haben, z.B. /b/ und /p/ akustisch zu unterscheiden, werden in der Regel auch Probleme beim Lesenlernen bekommen. Die Leseleistung hängt aber nicht nur von den Wahrnehmungs-, sondern auch von den Gedächtniskapazitäten eines Probanden ab. Der FRAG-Test, eine Methode, bei der die Probanden fragmentiert dargebotene Wörter (nur ein bestimmter Prozentsatz der die Buchstaben des Wortes bildenden Pixel auf dem Bildschirm wird gezeigt) so früh wie möglich erkennen sollen, erlaubt, die perzeptive Sensitivität eines Probanden getrennt von seinem lexikalischen Wissen (einem Gedächtnisfaktor) zu bestimmen. Hört oder sieht man ein Wort nur undeutlich, so tragen zu seiner Identifikation immer zwei Faktoren bei: die perzeptive Sensi-

tivität und das *lexikalische Wissen*, welches bestimmt, wie gut ein Kind zum Beispiel undeutliche Wortteile aufgrund seiner Kenntnisse über existierende Wörter richtig erschließen kann. Eine weitere Methode, den Beitrag von Wahrnehmungs- und Gedächtniskapazitäten eines Probanden zur Leseleistung getrennt zu bestimmen, ist der Reicher-Wheeler Test. Mit diesem Test gelang in den 70er Jahren erstmals der methodisch gesicherte Nachweis, dass die Wahrscheinlichkeit, einen Buchstaben zu erkennen, der Teil eines Wortes ist, signifikant höher ist als wenn dieser Teil eines Kunstwortes ist oder alleine dargeboten wird (z.B. S in HAUS, in TAUS oder in _ _ _ S). Dieser so genannte *Wortüberlegenheitseffekt* diente unter anderem der Pädagogik als Argument für die Einführung beziehungsweise Aufrechterhaltung der Ganzwortleselernmethode. Kinder, die im Reicher-Wheeler Test keinen Wortüberlegenheitseffekt zeigen, haben möglicherweise ein Defizit in der für das Lesen notwendigen Fähigkeit, effizient Schriftsymbole in Laute zu transformieren (die phonologische

Beratungsstelle für Kinder mit Lern- und Leistungsproblemen

Rekodierung) oder haben Probleme mit dem (Zugriff auf den) passiven Wortschatz.

Ein mögliches Defizit in der phonologischen Rekodierung kann mit einem Test aus der Gruppe der *Methoden der mentalen Chronometrie* genauer untersucht werden. Solche Methoden erlauben die exakte Messung der Dauer und Geschwindigkeit kognitiver Prozesse. Zwei mentalchronometrische Tests haben sich bei Leseuntersuchungen als unentbehrlich erwiesen, der *Lexikalische Entscheidungstest* und der *Benennungstest* (s. Jacobs, AGORA 2000). Der lexikalische Entscheidungstest misst, wie schnell und gut der Proband auf Wissen über Wörter zugreifen kann, das in einem Teil seines Langzeitgedächtnisses gespeichert ist, den man *mentales Lexikon* oder, im Deutschen, *Wortschatz* nennt. Mit diesem Test konnten wir erstmals für das Deutsche den sog. *Pseudohomophoneffekt* nachweisen, die Tatsache, dass Pseudohomophone

(Buchstabenfolgen, die wie ein Wort klingen, aber orthographisch keines sind, wie z.B. BAAN oder GEBHT) deutlich längere Reaktionszeiten ergeben als andere Kunstwörter. Kinder, die im Lexikalischen Entscheidungstest keinen Pseudohomophoneffekt zeigen, haben möglicherweise Defizite in der phonologischen Rekodierung, eine Störung bei der Umwandlung von Schriftbildern in Lautbilder.

Mit Hilfe des lexikalischen Entscheidungstests in Verbindung mit *elektrophysiologischen und bildgebenden Verfahren* (Elektroenzephalographie-EEG, Computertomographie) kann man zwei Arten von Informationen gewinnen: Einerseits über die genauen Orte der Informationsverarbeitung im Gehirn, andererseits über den genauen Zeitverlauf der Worterkennung. So konnten wir in Zusammenarbeit mit dem Max Planck Institut für Neuropsychologie in Leipzig mittels dieses Tests in Kombination mit einer EEG-Methode herausfinden, dass gute Leser Wörter aufgrund von Informationen über deren Bedeutung bereits nach etwa 1/4 Sekunde von Kunstwörtern unterscheiden können.

Solche Befunde liefern die Vergleichsbasis für hirnelektrische Untersuchungen an Kindern oder Patienten mit Lesestörungen, die die im *Interdisziplinären Zentrum für Gesundheitswissenschaften (IZG)* arbeitenden Eichstätter Psychologen – eventuell in Zusammenarbeit mit Leseforschern der Universität Salzburg – im nächsten Jahr durchführen wollen.

Die oben erwähnten, computergestützten kognitiven Methoden sollen zudem in Verbindung mit herkömmlichen Verfahren demnächst in einer Beratungsstelle des IZGs für Kinder mit Lern- und Leistungsproblemen (Dyslexie, Dyskalkulie, Aufmerksamkeits Defizit-Hyperaktivitäts Syndrom, Wahrnehmungs- und Gedächtnisstörungen) zum Einsatz kommen.

Außerdem wird angesichts der großen Nachfrage und der in Österreich zu verzeichnenden Erfolge erwogen, zukünftig die an der Salzburger Universität von Dr. Karin Landerl entwickelte Ausbildung zum „Akademischen Legasthenie Therapeuten“ auch im Rahmen des IZGs an der KU anzubieten.

Schwerpunkt

Lernen und Arbeiten mit neuen Medien



KLEBL

Digitale Medien können das traditionelle Lernen sinnvoll ergänzen, oft am eigenen Arbeitsplatz. Der Schwerpunkt dieser Agora gibt Eindrücke von der Forschung zu diesem Gebiet.

Mensch und Maschine behandelt, die bei vielen technischen Produkten und besonders auch bei Lernprogrammen ein wesentliches Qualitätsmerkmal darstellt.

Diese Forschungsarbeiten sind in Verbindung mit der Lehre im Fachgebiet Arbeitswissenschaft und Betriebspädagogik zu sehen, deren Schwerpunkt auf der Ausbildung von Lehrern und Pädagogen liegt. Das Fach Arbeitslehre wird in Bayern an Haupt- und Förderschulen unterrichtet. Das Studium umfasst neben Fachdidaktik Angebote aus Arbeitswissenschaft, Soziologie, Wirtschaftswissenschaft und Rechtswissenschaft. Für den Diplomstudiengang Pädagogik wird die Studienrichtung „Arbeit und Betrieb“ mit arbeits- und betriebswirtschaftlichen Schwerpunkten angeboten, der den Absolventen attraktive industrielle Berufsfelder im Bereich der Personalentwicklung eröffnet.

► Von Georg Geiser

Am Lehrstuhl für Arbeitswissenschaft und Betriebspädagogik und im Fach Arbeitslehre laufen zum Einsatz digitaler Medien beim Lehren und Lernen grundlegende wie auch anwendungsorientierte Forschungsarbeiten. Ziel hierbei ist, bei der Konzeption und Gestaltung des rechnerunterstützten Lernens die pädagogischen Aspekte gleichrangig neben die technischen zu

stellen. Eine im Rahmen der folgenden Beiträge erörterte Frage ist, inwieweit didaktische Modelle mit technischen Datenstrukturen kompatibel sind, die für den Austausch und die Wiederverwendbarkeit von Lerninhalten vorgeschlagen werden. In einem zweiten Beitrag wird ein Werkzeug für die Erstellung des Drehbuches von Lernprogrammen skizziert. Schließlich wird die Gestaltung der Benutzungsfreundlichkeit der Interaktion zwischen

Didaktische Modelle für das E-Learning

Eine Herausforderung bei der Entwicklung von E-Learning-Systemen ist, Inhalte des computerunterstützten Lernens nicht nur didaktisch sinnvoll, sondern zugleich auch in wieder verwendbaren Bausteinen aufzubereiten.

► Von Michael Klebl

Die berufliche Aus- und Weiterbildung – ob nun in Industrie oder Verwaltung, in Angeboten für kleine und mittlere Unternehmen oder an Hochschulen – erfährt durch die intensive Nutzung moderner Informations- und Kommunikationstechnologie einen wesentlichen Wandel.

Unter dem Stichwort „E-Learning“ werden eine Vielzahl unterschiedlicher Entwicklungen des computerunterstützten Lernens zusammengefasst, die von der Bereitstellung von Lerninhalten in multimedialen und telematischen Angeboten einerseits bis hin zur Entstehung neuer Formen des selbstgesteuerten und kooperativen Lernens mit Hilfe com-

putervermittelter Kommunikation andererseits reichen.

Ein Vielzahl von Konzepten wird bereits erfolgreich in einzelnen Projekten in Wirtschaft und Hochschulen umgesetzt – inzwischen wird die Integration von Lernen mit Computer bzw. Internet als „Online-Lernen“ zusammen mit Formen klassischer Präsenzlehre in Seminarveranstaltungen als selbstverständlich angenommen. Längst besteht kein prinzipieller Gegensatz zwischen Computerlernen und traditionellem Lernen mehr.

Gerade an erfolgreichen Projekten des computerunterstützten Ler-

nens stellt sich die Frage, wie Erkenntnisse, Konzepte und Materialien auf andere Anwendungsfelder übertragen und damit in den dauerhaften Einsatz integriert werden können. Dies lässt sich mit dem Kriterium der „Wiederverwendbarkeit“ (engl.: reusability) beschreiben.

Die Wiederverwendbarkeit wird zu einem wesentlichen Qualitätsmerkmal von Konzepten, Anwendungen und Materialien des computerunterstützten Lernens – dabei ist anzunehmen, dass bereits bei der Erstellung und erstmaligen Nutzung von Inhalten das Kriterium der Wiederverwendbarkeit didaktische Qualität bedingt. Es sind sowohl technische als auch didaktisch-methodische Aspekte zu unterscheiden, die Wiederverwendbarkeit zum Erfolgsfaktor im computerunterstützten Lernen machen:

► Wiederverwendbarkeit erweist sich im Austausch von (Aus- und Weiter-)Bildungsinhalten zwischen einzelnen Institutionen als entscheidendes Kriterium: Beispielsweise gibt ein Unternehmen bei einem Bildungsanbieter die Entwicklung eines spezifischen Weiterbildungsangebotes in Auftrag, um dieses über die eigene Lernplattform durchzuführen. Oder Fakultäten tauschen an Hochschulen Module zwischen Studiengängen aus, möglicherweise bieten sie diese externen Interessenten, zum Beispiel Abnehmern aus der Wirtschaft, an. Den Verlagen

kommt eine neue Rolle als Vermittler zwischen Wissensanbietern und Wissensnutzern zu. Damit dieser Handel mit Bildungsinhalten gelingen kann, muss Wiederverwendbarkeit ermöglichen, dass die Bildungsinhalte – vom Lernmaterial bis hin zur Gestaltung des Lehr-/Lernprozesses – zwischen Institutionen technisch ausgetauscht und dabei didaktisch-methodisch sinnvoll angepasst werden können.

Das Ziel: Bildungsinhalte sollen zum Handelsgut werden

► Voraussetzung für den Austausch ist die Speicherung in einem plattform- und systemunabhängigen Datenformat, vorzugsweise XML in einer geeigneten Spezifikation. Dies stellt hohe Anforderungen an die Strukturierung bei der Erstellung der Inhalte. Da geeignete Datenformate aber gleichzeitig medienneutral sind, wird der erhöhte Aufwand durch die Möglichkeit der Mehrfachverwendung in verschiedenen Ausgabemedien ausgeglichen: das sind neben dem PC mit Internet-Browser als Endgerät vor allem die abgestimmte Ausgabe auf gedruckte Medien wie Lehrbuch oder Arbeitsblatt oder die Nutzung durch mobile Endgeräte wie Pocket-PC.

► Die Bemühung um Wiederverwendbarkeit hat bereits bei der Erstellung und Nutzung von Bil-

dungsinhalten einen didaktisch-methodischen Mehrwert zur Folge. Denn um wiederverwendet werden zu können, müssen Bildungsinhalte flexibel an die Gegebenheiten der Lernumgebung, an jeweils neue Kontexte bezogen auf die Lerninhalte und vor allem an individuelle Präferenzen der Lernenden angepasst werden können. Dazu ist die explizite Beschreibung der methodisch-didaktischen Struktur und der getroffenen didaktischen Entscheidungen – formalisiert im Datenmodell – notwendig. Wiederverwendbare Bildungsinhalte für computerunterstütztes Lernen sollten also hinsichtlich ihrer didaktischen Struktur selbstbeschreibungsfähig sein.

An dieser Stelle setzen aktuelle Bemühungen um Datenmodelle für den Austausch von Lerneinheiten an, welche die Beschreibung des Lehr-/Lernprozesses formal modellieren. Hier ist die XML-Formulierung „Educational Modelling Language – EML“ der Open University of Netherlands und der darauf aufbauenden Normenvorschlag der „Learning Design Workgroup – IMS-LD“ bei IMS-Global zu nennen (<http://www.ims-global.org>).

Die Allgemeine Didaktik kann in der deutschsprachigen Tradition auf eine fundierte Auseinandersetzung mit didaktischen Modellen zurückblicken. Das Forschungsprojekt am Lehrstuhl für Arbeitswissenschaft und Betriebspädagogik untersucht in didaktischen Analysen auf formaler Ebene, wie diese didaktischen Modelle mit den vorgeschlagenen Datenmodellen für den Austausch von Bildungsinhalten korrespondieren. Zur Anwendung kommt diese Analyse in der Entwicklung einer prototypischen Benutzungsoberfläche für Lerneinheiten, die auf dem Normenvorschlag IMS-LD basieren, um an exemplarischen Lerneinheiten die Belastungsfähigkeit des Standards zu testen. Dabei gilt das besondere Interesse der Repräsentation des Lernprozesses für den Lernenden (in der Benutzungsoberfläche einer Lernumgebung als Medienverbundsystem). Diese Repräsentation wird verstanden als Explikation der didaktischen Methode, mit dem Ziel, Lernstrategien und Metakognition zu fördern.

STANDARDISIERUNG FÜR LERNMANAGEMENTSYSTEME

Um Wiederverwendbarkeit von Bildungsinhalten zu ermöglichen, ist im ersten Schritt die Trennung in Lernsystem und Lerninhalt vorzunehmen. Tatsächlich sind gängige Entwicklungen im computerunterstützten Lernen zugleich Lernsystem und Lerninhalt, das heißt, sie transportieren als programmierte Einheit gleichzeitig Inhalt und Abspielsystem. Dies gilt auch – mit Einschränkungen – für Lernplattformen bzw. Lernmanagementsysteme, die jeweils spezifisch zugeschnittene Inhalte produzieren und wiedergeben. Um Bildungsinhalte austauschen zu können, müssen diese vollkommen unabhängig von der Lernsoftware (dem Lernmanagementsystem) sein, die diese im Bildungsprozess den Lernenden zugänglich macht.

Dies ist nur unter Nutzung technischer Standards möglich: Standardisierung (im Sinne der Normierung zur Sicherstellung technischer Interoperabilität) und

Wiederverwendung sind zwei Seiten einer Medaille. Ein erster gängiger und weithin anerkannter Standard hierfür ist SCORM™ (vgl.: <http://www.adlnet.org>). Als Spezifikation regelt SCORM™ (Sharable Content Object Reference Model) das Datenformat für Lerneinheiten, damit webbasierte Lernmanagementsysteme diese verwenden und verarbeiten können. Abgesehen davon, dass SCORM™ als Standard sowohl technisch als auch organisatorisch wenig mehr ist als ein kleinster gemeinsamer Nenner, zeigt eine nähere Betrachtung aus didaktischer Perspektive, dass hier ausschließlich die Präsentation von Lernmaterial für den einzelnen Lernenden beschrieben wird – ein Modell, welches weder didaktischen Ansätzen wie der Anpassung an individuelle Präferenzen des Lernenden gerecht wird noch Formen des selbstgesteuerten und kooperativen Lernens im Lernprozess darstellen kann. - mkl -

Maschinen und Geräte besser verstehen

Die Bedienung mancher technischer Geräte überfordert viele Benutzer. Deshalb erfordert die Konzeption der Kommunikation zwischen Mensch und Maschine weniger technisches, sondern vor allem pädagogisches Know-How.

► Von Georg Geiser

Fortschritte der Geräte- und Programmtechnik bieten ständig neue und komplexere Funktionen für den Menschen, die den Gebrauchsnutzen erhöhen sollen; aber sie stellen nicht selten eine Überforderung dar. Vielerorts werden erhebliche Anstrengungen unternommen, das Zusammenwirken von Mensch und Maschine zu verbessern. Ein bisher zu wenig beachtetes Gebiet ist die Unterstützung des Benutzers beim Erlernen des Umgangs mit einem technischen Gerät.

Nicht selten waren in früheren Zeiten die Entwickler von Geräten und Programmen nicht nur die ersten, sondern deren einzige Benutzer. Zahlreiche für den allgemeinen Gebrauch bestimmte Produkte scheinen auch heute noch auf diese Art „benutzerorientiert“ gestaltet zu sein, obwohl inzwischen klar ist, dass sie für ein breites Spektrum von Benutzern konzipiert sein müssen, die von versiert über laienhaft und ungeübt bis behindert einzustufen sind. Für diese Individuen bieten sich im Zuge der weiten Verbreitung informationstechnischer Systeme sowohl am Arbeitsplatz als auch im privaten Bereich häufige Gelegenheiten, in Dialoge mit technischen Systemen einzutreten. Beispiele sind Arbeitsplatzrechner, Messgeräte, Werkzeuge, Telekommunikationssysteme und Unterhaltungselektronik. Als neueres Gebiet haben sich bei der Aus- und Weiterbildung neben dem lehrer- und dem lehrbuchorientierten Unterricht rechner- und netzgestützte Lernformen etabliert, bei denen die Mensch-Maschine-Kommunikation ebenfalls einen erheblichen Stellenwert besitzt.

Benutzungsfreundlichkeit erweist sich beim arbeitenden, lernenden oder auch spielerischen Umgang des Benutzers mit einem technischen

System insbesondere, wenn es gilt, eine vorgegebene Aufgabe zu lösen. Gemäß der Definition der International Organization for Standardization ISO 9241-11 (1998) ist Benutzungsfreundlichkeit („ease of use“) durch die drei Merkmale Effektivität, Effizienz und Akzeptanz gekennzeichnet, mit denen ein spezifizierter Benutzer eine gestellte Aufgabe unter gegebenen äußeren Bedingungen bewältigen kann.

Während in der Vergangenheit beim Aspekt der Benutzungsfreundlichkeit der rationale Umgang des Menschen mit technischen Systemen im Vordergrund stand, wird neuerdings insbesondere im Bereich der Konsumgüter auch die emotionale Seite betrachtet. Hier wird nach Gestaltungsmerkmalen geforscht, die positive emotionale Wirkungen hervorrufen, wie Freude am Besitzen, Benutzen und Beherrschen. Auch bei dem Gegenüber des Menschen, der Maschine, wird daran gedacht, emotional geprägtes Verhalten zu erzeugen, das sich heute schon in hier fragwürdiger Weise ankündigt, wenn der Rechner eine Eingabe mit „Herzlichen Dank“ quittiert.

Es besteht kein Zweifel, dass die Benutzungsfreundlichkeit eines der wichtigsten Merkmale der Produktqualität darstellt. Trotz des vielfältigen und intensiven Strebens nach Qualitätssteigerung gelingt es jedoch häufig nicht, Geräte und Programme mit ausreichend benutzungsfreundlichen Eigenschaften auf den Markt zu bringen. Die Schwerpunkte der Bemühungen zur Verbesserung der Mensch-Maschine-Kommunikation liegen bei den Gestaltungszielen Aufgabenangemessenheit, Selbstbeschreibungsfähigkeit, Steuerbarkeit, Erwartungskonformität, Fehlerrobustheit, Individualisierbarkeit, Lernförderlichkeit (ISO 9241-10, 1992). Mangels geeigneter Methoden zur theo-

riebasierten Annäherung an diese Ziele ist bislang der Gestaltungsprozess überwiegend auf empirische Untersuchungen und heuristische Regeln angewiesen. Letztere umfassen Gestaltungsanforderungen wie Einfachheit und Natürlichkeit, Konsistenz, geringe Gedächtnisbelastung, Rückmeldung der Benutzeraktionen, Fehlerfreundlichkeit, Unterstützung durch Hilfesysteme, Anpassbarkeit und Adaptivität. An vielen Stellen werden Gestaltungsregeln angeboten, die plausibel erscheinen, in ihrer Abstraktheit jedoch bei konkreten Gestaltungsschritten wenig hilfreich sind.

Es wurde sogar eine „Bill of Rights“ für Benutzer aufgestellt, die zehn Rechte des Benutzers enthält und in dem Anspruch gipfelt, dass der Benutzer immer Recht hat. Häufig muss er jedoch auch hier den Un-

Der Benutzer hat immer Recht - nicht alle Entwickler wissen das

terschied zwischen Recht haben und Recht bekommen in ärgerlicher Weise erfahren, beispielsweise bei den vergeblichen Versuchen, einen Videorecorder zu benutzen. Schließlich werden selbst moralische Kategorien bemüht, wenn das Verbot ergeht, den Benutzer zu belügen, indem er etwa zu Informationen hingeführt wird, die sich dann als nicht vorhanden herausstellen.

Benutzungsfreundlichkeit wird sehr oft mit der Vorstellung verbunden, dass das Benutzen in „intuitiver Weise“ gelingt, ohne dass ein Lernprozess zu absolvieren ist. Häufig besteht auch kaum Gelegenheit für ein Lernen, beispielsweise bei dem durch den abfahrtsfertigen Zug unter Zeitdruck stattfindenden Umgang mit einem Fahrkartenautomaten. Außerdem wird der Lernprozess meist als zeitraubend und damit als lästig empfunden. Daraus resultiert die Forderung nach „Selbsterklärungsfähigkeit“ von Maschinen.

Diese Bestrebungen können nicht darüber hinwegtäuschen, dass ein technisches System vom Menschen in der Regel Lernanstrengungen verlangt. Beim Lernen baut sich ein

mentales Modell der Maschine auf. Der geübte Benutzer unterscheidet sich von dem Ungeübten dadurch, dass er aufgrund seines Lernprozesses eine Reduktion der Komplexität des Umgangs mit dem technischen System erfahren hat. Diese erlaubt ihm auf der Basis des mentalen Modells situationsbezogen ein komplexes und umfangreiches Informationsangebot zu bewältigen, indem flüchtige von beständigen, wichtige von unwichtigen sowie neue von bekannten Informationen unterschieden werden können. Außerdem ermöglicht sie, Aktionen als Handlungsfolgen zu speichern und teilweise als Routinen oder gar als automatische Abläufe abzurufen. Am Beispiel des Vergleichs der Verhaltensweisen von Fahrschüler und routiniertem Autofahrer lässt sich diese Komplexitätsreduktion veranschaulichen. Der Lernprozess für den Umgang mit einem technischen System erstreckt sich auf alle Phasen: auf die Vorbereitungs- und die Anfangszeit des Gebrauchs sowie auf die übrige Zeit danach. Mit dem Anwachsen des Umfangs und der Komplexität technischer Geräte erhöht sich die Gefahr, dass der Benutzer die Lernanforderun-

gen nicht verkraftet. Daher bestimmen die Art dieses Lernprozesses und insbesondere seine Effizienz wesentlich die Benutzungsfreundlichkeit des Systems. Somit wird der Lernprozess des Benutzers zu einem wichtigen Gestaltungsbereich im Rahmen der Bemühungen um Benutzungsfreundlichkeit von technischen Systemen.

Der Unabdingbarkeit des Lernens wird wenigstens teilweise dadurch Rechnung getragen, dass Gebrauchsanleitungen oder Lehrbücher für das Selbstlernen bereitgestellt sowie Schulungen abgehalten werden. Simulatoren dienen zum gefahrlosen und kostengünstigen Erwerb von Fähigkeiten, zum Beispiel bei der Pilotenausbildung. Neuerdings haben multimediale Lernprogramme in die Schulung des Umgangs mit komplexen technischen Systemen Einzug gehalten.

Am Lehrstuhl für Arbeitswissenschaft und Betriebspädagogik wird daran gearbeitet, die Erkenntnisse aus der pädagogischen und psychologischen Lehr-Lernforschung für die Gestaltung komplexer Formen der Mensch-Maschine-Kommunikation nutzbar zu machen, um daraus innovative Kon-

zepte für lernförderliche Interaktionsformen zu gewinnen. Hier sei das Prinzip der didaktischen Reduktion genannt, die im Bereich der Lehre dort zu leisten ist, wo ein umfangreicher und komplexer Wissensbestand überschaubar und begreifbar gemacht werden soll. Dies geschieht nicht nur durch Verringerung des Umfangs des Lernstoffes, sondern durch Reduzierung komplexer Sachverhalte auf ihre wesentlichen Elemente.

Beim Lernen des Umgangs mit einer Maschine muss das Ziel der didaktischen Reduktion darin bestehen, beim Benutzer eine Komplexitätsreduktion zu erreichen, ohne dass jedoch Elemente der Gerätefunktionalität dem Benutzer auf Dauer vorenthalten werden. Dies gelingt zum Beispiel, wenn der Lernprozess in Stufen gegliedert wird. Solche Stufen können beispielsweise dadurch gebildet werden, dass das Angebot an Funktionen nach deren Wichtigkeit oder Lernaufwand in Primär-, Sekundär- und Tertiärfunktionen gegliedert wird, die dem Benutzer – gegebenenfalls auf Wunsch – nicht auf einmal, sondern sukzessive in drei Schritten zur Verfügung gestellt werden.

Rechnerunterstützung für Autoren in der betrieblichen Bildung

Der Trend zu rechnergestütztem Lernen führt zur Übertragung von Entwicklungsaufgaben auf klassisches Bildungspersonal. Dies erfordert Werkzeuge, die die didaktische Qualität der Ergebnisse garantieren. In einem Forschungsprojekt entsteht ein Autorenwerkzeug zur Entwicklung von „storyboards“ für Lernprogramme.

► Von Michael Köck

Rechner- beziehungsweise netzgestützte Lernprogramme verzeichnen vor allem beim Einsatz in der betrieblichen Bildung einen kontinuierlichen Aufwärtstrend. Dabei hat sich bei den Bildungsverantwortlichen die Erkenntnis durchgesetzt, dass das anfangs oft zitierte Kostenargument für die Einführung rechnergestützter Bildungsmaßnahmen nicht unbedingt schlüssig ist. Dagegen gewinnen Argumente an Bedeutung, die auf die besondere Qualität des Lernens mit neuen Medien hinweisen: Die Erschließung verschiedener Zielgruppen und Lernorte etwa oder auch die Erweiterung des sozialen Aktions-

raums durch netzgestütztes Lernen. Wie allerdings, so die für Unternehmen entscheidende Frage, ist den Kosten beizukommen?

Knallhartes Kostenmanagement bei Auftragsvergabe an Multimedia-Agenturen stellt eine Möglichkeit dar, eine andere die so genannten „in-house-Produktionen“ mit Hilfe von Entwicklungswerkzeugen.

Nun ist mit den Trainern im Unternehmen didaktisch geschultes Personal vorhanden. Trotzdem stimmt die Gleichung „Trainer plus Autorenwerkzeug ergibt Lernanwendung“ nur bedingt.

Die Entwicklungsaufgabe rechnergestützter Lernmedien vollzieht sich unter Berücksichtigung von Aspekten der Didaktik, des Software-

Designs und der Gestaltung audiovisueller Medien. Die Erwartungen, die mit der Verwendung von gängigen „Autorenwerkzeugen“ verbunden sind, lassen jedoch die Professionen eines Fachautors, eines Pro-

Autorentools unterstützen die Entwickler

grammierers oder aber eines Mediengestalters unberücksichtigt. In diesem Zusammenhang lohnt auch ein Blick auf den klassischen Entwicklungsprozess professioneller Medien. Lässt der sich doch allgemein in eine Konzeptions-, Implementierungs-, und Evaluationsphase unterteilen. Bei der Analyse verschiedener Autorentools am Markt wird allerdings schnell deutlich, dass vorrangig der eigentliche Implementierungsprozess Unterstützung findet. Kein Wunder, dass diese Entwicklungshilfen didaktisches Know-how nicht transportieren, da sie im Grunde Werkzeuge für den Programmentwickler darstellen. Die Gestaltung des Layouts, die Integration verschiedener Medientypen, die Anlage der Navigationsstruktur oder interaktiver Elemente gehören zum selbstverständlichen Repertoire der Tools.

Wie und aufgrund welcher didaktischer Erwägungen die einzelnen Elemente gestaltet werden, bleibt dabei allein Sache des Fachautors. Wenig oder unzureichende Berücksichtigung finden demnach Aufgabenstellungen innerhalb der Analyse und Konzeption rechnergestützter Lernprogramme.

Da Umfang und Struktur des für einen Designprozess erforderlichen Wissens einem ständigen Veränderungsprozess unterworfen sind, ist auch hier eine Unterstützung durch rechnergestützte Tools notwendig. Werkzeuge, die über die reine Implementierungsfunktion gängiger Autorentools allerdings hinausgehen. Solche Tools können den Charakter von Expertensystemen, Beratungssystemen oder Electronic Performance Support Systemen (EPSS) besitzen und ermöglichen unter Umständen eine Assistenz bei folgenden Aufgaben:

- ▶ Analyse der Lernbedingungen und Auswertung der Informationen

über eine Wissensdatenbank,

- ▶ Sequenzierung des Lerngegenstandes mittels Leitfäden oder Strategien,
- ▶ Ablage und Repräsentierung dieser domänenspezifischen Wissens-elemente im System,
- ▶ Erweiterung bzw. Umorganisation der systemeigenen Datenbanken.
- ▶ Auswahl aus verschiedenen domänenspezifischen, fachdidaktisch orientierten methodischen Vorgehensweisen,
- ▶ Referenzierung verschiedener didaktischer Elemente (Wissenselemente, zugehörige Lernziele, Methoden, Ressourcen oder Anwenderprofile),
- ▶ Suche von im System hinterlegten geeigneten Ressourcen, Strategien, Methoden oder Medienelementen,
- ▶ Integration von Daten oder Programmen,
- ▶ und letztlich auch die Implementierung von Anwendungen.

Programme mit diesen Funktionalitäten existieren, sind jedoch nur eingeschränkt nutzbar. Bei vielen Programmen handelt es sich um im Rahmen von Forschungsvorhaben entwickelte, nicht zugängliche Prototypen. Ein anderes Problem der kommerziellen Anwendungen ist die für verschiedene Bildungskontexte zu pauschal angelegte Beratungs- oder Inhaltsstruktur.

Hier genau setzt die im Rahmen eines Forschungsprojektes am LAB betriebene Entwicklung eines Autorentools an, das für einen speziellen Bildungskontext entwickelt wird: Den gewerblich-technischen Ausbildungsbereich in industriellen Großunternehmen. Ein Bereich, für den das Design rechnergestützter Lernprogramme aufgrund unterschiedlichster struktureller Gegebenheiten und vielfältiger Lernorte eine didaktische Herausforderung darstellt.

Anders als Programme, deren Funktionalität den gesamten Entwicklungsdesignprozess abzudecken versprechen und durch den industriellen Auftraggeber zur Handhabbarkeit verpflichtet, konzentriert sich das Autorenwerkzeug auf die Designphase. Dem Trainer beziehungsweise dem Autor soll mit dem Programm Rüstzeug an die Hand gegeben werden, didaktisch

optimierte Programmunterlagen („storyboards“) zur Entwicklung rechnergestützter Lernprogramme zu erstellen.

Die dem Programm zu Grunde liegende Konzeption geht von einer klaren Aufgabenteilung zwischen Drehbuchautor und Programmierer aus, lässt also mit der funktionalen Fixierung auf die Designphase bewusst die Frage der eigentlichen technischen Umsetzung offen, da die hierfür am Markt befindlichen Autorentools, wie erwähnt, gut ausgestattet sind.

Der Fokus des Tools liegt auf der didaktischen Unterstützung von Aufgabenstellungen, die sich im Rahmen der Planung und Konzeption rechnergestützter Lernanwendungen für einen speziellen Bildungskontext ergeben. Das netzgestützte Werkzeug, in das umfangreiche fach-, bzw. technikdidaktische, arbeitspädagogische und mediendidaktische Erkenntnisse eingeflossen sind, hält zu diesem Zweck didaktisches domänenspezifisches Wissen in unterschiedlicher Form vor: In Form von Checklisten zu Analysenzwecken und als Entscheidungsgrundlage und in Form von Gestaltungsvorschlägen, Beispielen und Textbausteinen zur Entwicklung der Programmunterlagen.

Außerdem fungiert es auch als eine Art Content-Management-System. Durch die Arbeit mit dem Tool entsteht so eine Datenbank mit strukturierten und sequenzierten domänenspezifischen Wissens-elementen. Wissens-elemente, die im Rahmen der Forderungen nach „reusable content“ immer mehr an Bedeutung gewinnen. Die Anlage des prototypisch entwickelten Tools ermöglicht die evolutionäre Erweiterung des Funktionsspektrums:

Durch Einbeziehung der mit XML gegebenen Möglichkeiten ließe sich beispielsweise eine Schnittstelle zwischen konzeptionellen Programmunterlagen und der eigentlichen Implementierung definieren.

Mit der Integration von automatisierten Funktionen könnten Effektivität und Benutzungsfreundlichkeit des Systems optimiert werden. Durch eine Benutzerverwaltung könnten die Möglichkeiten des „collaborative authoring“ noch weiter verbessert werden.

► Von Wolfgang Schönig

Evaluation – ein neues Zauberwort aus der Schatztruhe der angewandten Sozialforschung? Mitnichten, denn Verfahren der systematischen Überprüfung betrieblicher Abläufe und Produktionsergebnisse sind im privatwirtschaftlichen Sektor seit Jahrzehnten eine Selbstverständlichkeit. Ungewöhnlich ist allerdings, dass die Frage nach der Qualität und Qualitätskontrolle auch die Ebene des Schulsystems und die Ebene der einzelnen Schule erreicht hat, und dies bereits vor TIMSS und PISA. Vor allem auf der zweiten Ebene stehen Lehrkräfte vor neuen Aufgaben, denn es wird von den Bildungsverwaltungen der Länder mehr und mehr erwartet, dass sie die Gestaltungsspielräume in ihren Schulen gemeinsam nutzen, eigene Schulprogramme entwickeln und deren Güte unter Beweis stellen. Schulentwicklung und Schulevaluation sollen zusammen gehen.

Im Sinne der angewandten Sozialwissenschaften erhebt Evaluation den Anspruch, Erkenntnisse hervorzubringen, die die Organisationsmitglieder in die Lage versetzen, die bestehenden Handlungsabläufe und -ergebnisse zu reflektieren, zu beurteilen und daraus Konsequenzen für die Weiterentwicklung der gesamten Organisation zu ziehen. Evaluation in der Schule findet täglich durch das formalisierte System der Leistungsbeurteilung statt. Diese Form der Evaluation genügt aber weder wissenschaftlichen Güteansprüchen, noch ist sie geeignet, der Schule im Ganzen Rückmeldungen über ihre Gesamtqualität zu geben. Im Allgemeinen besitzen Schulen kaum Informationen über die Wirksamkeit ihrer Gesamtleistungen, weil sie strukturell kooperationsarm sind: Lehrer sehen sich als Spezialisten für ihre Unterrichtsfächer und arbeiten als Einzelne an ihrem Arbeitsplatz Schulklasse. Die Schule ist zellular organisiert. Ihre Praxis ist die Praxis einzelner Segmente. Schulevaluation will dem dadurch entgegen treten, dass systematisch und langfristig Informationen über die schulische Arbeit gesammelt, analysiert und bewertet werden. Es soll ein gemeinsamer Reflexionshorizont geöffnet werden, damit

Evaluation von Schulen

Die Entwicklung und die Qualitätsprüfung von Schulen gehen Hand in Hand. Noch sind beide Ansätze in Schulen jedoch recht neu. Lehrer, die sonst eher „Einzelkämpfer“ sind, müssen dazu ins gemeinsame Boot geholt werden.

Lehrer ihre „Zellen“ verlassen und gemeinsam in ein Boot steigen, um den Kurs des Schiffes Schule zu bestimmen. So gesehen hat Evaluation die Funktion der Optimierung einer bereits bestehenden Praxis.

Schulen sind genötigt, Antworten zu suchen auf die rapide veränderten Bedingungen des Aufwachsens. Zu denken ist vor allem an pädagogische Herausforderungen wie an den Umbruch der Familie, den Erfahrungsverlust in den Lebenswelten, an die zunehmende Interkulturalität und an die Pluralität der Bildungshintergründe der Kinder. Weil sich an den konkreten Schulstandorten recht unterschiedliche Problemkonfigurationen ergeben und die einzelnen Schulen darauf mit individuellen Konzepten reagieren, hat sich eine bislang nicht gekannte Schulvielfalt ergeben.

Zunehmende Eigenständigkeit erfordert Mindeststandards

Was dem Pädagogen lieb und teuer sein mag, wird dem Staat zugleich zum Problem: der Verlust von Einheitlichkeit und Vergleichbarkeit im Schulwesen. Wie kann der Staat ein bestimmtes Qualitätsniveau des Schulsystems noch garantieren, wenn die Schulen sich erheblich voneinander unterscheiden? Viele Länderregierungen versuchen eine Gratwanderung zwischen der Erweiterung der Ermessens- und Entscheidungsspielräume für die einzelne Schule einerseits und der Festlegung von Mindeststandards für das gesamte Schulwesen andererseits. Für die einzelnen Schulen bedeutet dies, dass sie zwar einen Zugewinn an pädagogischer Freiheit verbuchen dürfen, aber zugleich auch stärker rechenschaftspflichtig gemacht werden. In einigen Bundesländern, so etwa in Bremen, Nordrhein-Westfalen und Hessen,

hat sich der Gesetzgeber dazu entschlossen, den Schulen einen Qualitätsnachweis in Form von Schulentwicklungsplänen abzuverlangen, die zu evaluieren sind.

Neben die Optimierungsfunktion der Schulevaluation tritt die Funktion der Legitimation. Zwar geht es nicht darum, ein öffentliches Schulranking wie in Großbritannien zu erstellen. Aber es soll sicher gestellt werden, dass die operativen Programme der Einzelschulen vom Staat als dem Veranstalter von Schule anerkannt werden.

Wie schwierig die Gratwanderung zwischen der Profilierung der Einzelschule durch Evaluation und der Rechenschaftslegung ist, zeigen die Fachpublikationen. Beide Ebenen werden immer wieder vermischt, und die erstere wird nicht selten politisch instrumentalisiert. So ist auch leicht nachvollziehbar, wenn manche Lehrkraft beim (Reiz)Wort Evaluation verächtlich die Nase rümpft. Evaluation riecht nicht nur nach Mehrarbeit, sondern wird oft als „Reform von oben“, als „staatliche Bevormundung“ und als „Anpassungsstrategie“ wahrgenommen.

Es macht einen Unterschied, ob die Schule sich selbst den Spiegel vorhält (Selbstevaluation) oder ihn sich von Außenstehenden vorhalten lässt (Fremdevaluation). Selbstevaluation bedeutet, dass die Verantwortung für die Gestaltung und Durchführung einer Evaluation in der einzelnen Schule liegt und von Personen durchgeführt wird, die in der Schule arbeiten. Dies setzt den kompetenten Umgang mit den Evaluationsinstrumenten voraus. Die Kenntnis der eigenen Schule kann einen raschen Zugang zu den Zielen und Gegenständen der Evaluation ermöglichen. Manchmal hat der Spiegel aber auch blinde Flecken. Tabus dürfen nicht berührt werden, und man sieht nur das, was man in der „Kulturgeschichte der Schule“

zu sehen gelernt hat. In diesem Punkt scheint es die Fremdevaluation leichter zu haben. Sie wird von Experten durchgeführt, die nicht in der Schule arbeiten, also die auch nicht in die Konfliktstrukturen des Kollegiums einbezogen sind. Die Schwierigkeit der Fremdevaluation liegt wiederum darin, dass erst eine Vertrauensbasis geschaffen und den Evaluatoren ein Zugang zu den schuleigenen kulturellen Codes gewährt werden muss. Erst dann ist eine Verständigung über die Ziele, Bereiche, Verfahren und Instrumente der Evaluation möglich. Soweit es um die Erfüllung der Optimierungsfunktion geht, kommt es darauf an, für die Schule ein Evaluationsprogramm zu konzipieren, das zu ihren Bedürfnissen, Charakteristika und Schwierigkeiten passt. Daraus folgt, dass es die eine Evaluation im Kontext der Schulentwicklung nicht gibt.

Am Lehrstuhl für Schulpädagogik ist jüngst ein Pilotprojekt durchgeführt worden, das sich als Alternative zu den gängigen Evaluationsansätzen und ausschließlich als Optimierungsstrategie für eine einzelne Schule versteht. Anders als die Konzepte langfristiger und entsprechend zeitaufwändiger Organisationsberatung ging es bei der „Organisations- und Entwicklungsdiagnose“ um eine konzentrierte Momentaufnahme, mit der die verschiedenen Handlungsfelder der Schule ausgeleuchtet werden sollten – eine Bestandsaufnahme, aus der Empfehlungen für die Weiterentwicklung der Schule resultieren sollten. Dazu war es erforderlich, aus der Reihe unterschiedlich weit entwickelter Schulen eine ausfindig zu machen, die bereits ein hohes Entwicklungsniveau erreicht hatte und zudem ein besonderes Reformpotenzial erkennen ließ. Ungewöhnlich an unserem Evaluationskonzept ist ein bestimmter ethnografischer Zugang. Denn das Team, das die Schulbegehung durchführen sollte, sollte eben nicht aus Spezialisten für Schule bestehen, sondern (primär) aus Angehörigen anderer Professionen. In diesem konkreten Fall waren es eine Gemeindereferentin, ein

Gärtner, ein Psychotherapeut und ein Bauunternehmer sowie die Wissenschaftler des Lehrstuhls. Wir haben uns davon versprochen, dass die Schule vor dem jeweils spezifischen Erfahrungshintergrund dieser Experten in deren Wahrnehmung gewisse Brechungen erhalten würde. In Kooperation mit der Schulverwaltung wurde knapp 20 reformorientierten allgemein bildenden Schulen das Evaluationsvorhaben bekannt gemacht.

Die Hälfte von ihnen zeigte Interesse am Projekt. Ihnen wurde ein ausführlicher Fragebogen zugesandt. Dieser sollte eine Einschätzung des Entwicklungsstandes der Schule zulassen. Die Entscheidung fiel zugunsten der Christoph-von-Schmid-Hauptschule Dinkelsbühl.

Auf Grundlage der Befragungsergebnisse wurde eine teilnehmende Beobachtung in der Schule konzipiert. Sie berücksichtigte den Unterricht, die Umgangsformen im Kollegium, das Lehrer-Schüler-Verhältnis, das Verhalten der Heranwachsenden im Schulgebäude und auf dem Pausenhof, die Beschäftigungs- und Betreuungsformen in der Schule und Anderes. Vor der Schulerkundung wurde das Konzept dem

gesamten Kollegium vorgestellt. Der Besuch vor Ort beinhaltete Unterrichtshospitationen, Gespräche mit Lehrern und Pausenbeobachtungen. Es folgten Gespräche mit Eltern und Kooperationspartnern aus Schulverwaltung, Industrie und Banken. Zudem wurden die Schüler mittels Fragebogen zu Lernen und Wohlbefinden in der Schule befragt. In einer Feedback-Konferenz wurde das Schulkonzept schließlich gewürdigt. Dabei wurden auch die neuralgischen Punkte angesprochen, klare Empfehlungen gegeben und diese anschließend diskutiert.

Eines belegte das Praxisbeispiel: Evaluation hat nur dann Sinn, wenn konkrete Veränderungsziele vereinbart werden und nach einem längeren Zeitraum geprüft wird, inwieweit diese umgesetzt worden sind. In einem knappen Jahr wird der Lehrstuhl die Schule erneut besuchen. Verbesserungsempfehlungen sind reichlich vorhanden. Sie reichen von der Einführung von Systemen zur Fehleranalyse für sprachschwache Schüler und Schülermentorensysteme über schulinterne Lehrertrainings zur Individualisierung des Unterrichts bis zur Schulraumgestaltung.



SCHÖNING

Die Christoph-von-Schmid-Hauptschule in Dinkelsbühl wurde mit Hilfe einer Evaluierung auf den Prüfstand gestellt.

Montessori-Pädagogik: Bestandteil der katholischen Bildungsarbeit

In der letzten Ausgabe der Agora wurde ein Artikel zur Montessori-Pädagogik veröffentlicht. Der Beitrag provozierte eine intensive Diskussion, weshalb in diesem Heft nun eine Gegenposition veröffentlicht wird.

► Von Gertrud Häußler & Peter Paulig

Die von Beate Klepper in einem Artikel der AGORA (Ausgabe 1, 2002) gestellte Frage „Montessori für Religionspädagogik?“ soll als „Eine kritische Anfrage“ (Untertitel) verstanden werden. Der vorliegende Beitrag ist eine kritische Antwort auf die von Klepper wie folgt formulierten Fragen:

1. „Ergeben sich aus der Montessori-Pädagogik „fruchtbare Anregungen, Intensivierung, ja eine willkommene Hilfe in der Mühsal des Alltags von Religionspädagogik?““

2. „Montessori und Religionspädagogik – passt das wirklich zusammen?““

Diese Fragen haben sich Theologen und Pädagogen bereits zur Zeit der Reformpädagogik gestellt - also vor etwa 100 Jahren. Beantwortet hat sie zum Beispiel Papst Pius X., der den Franziskanerinnen 1911 mit eigenhändigem Schreiben einen Lehrkurs bei Montessori bewilligte. Entsprechend war eines der ersten Kinderhäuser das der Franziskanerinnen an der Via Giusti in Rom. Auch Papst Benedikt XV. sprach Montessori in einem Schreiben vom 21. November 1918 seine Hochachtung für ihre pädagogische Arbeit aus. Weltweit haben sich zahlreiche Vertreter der Amtskirche dieser Wertschätzung angeschlossen, indem sie den religionspädagogischen Schriften Montessoris nach eingehender Prüfung das kirchliche Imprimatur erteilten.

Klepper erwähnt diese für Religionspädagogen richtungweisenden Fakten nicht. Unbeachtet bleiben auch namhafte Wissenschaftler. So hat sich der Jesuit und Pädagoge Schröter bereits 1929 intensiv mit

der „Montessori Methode“ befasst und stellt dar, wie sie sich für einzelne Unterrichtsfächer, auch für den Religionsunterricht, fruchtbar machen lässt. Voller Bewunderung spricht der Theologe und Religionsphilosoph Romano Guardini in seinem Werk „Die Lebensalter“ (1957) von der „Lebensarbeit der großen Pädagogin Montessori“.

Das sind nur Beispiele, die deutlich machen, dass die Frage, ob „Montessori und Religionspädagogik wirklich zusammenpassen“, längst beantwortet ist.

Die Montessori-Pädagogik in katholischen Schulkonzepten

Ein aktuelles Beispiel für die Verbindung zwischen Montessori-Pädagogik und christlicher, beziehungsweise religiöser Erziehung findet man zum Beispiel in den Diözesen Rottenburg/Stuttgart, Augsburg und Regensburg. Kirchliche Schulen arbeiten hier unter bischöflicher Aufsicht nach dem Marchtaler Schulplan. Diese im Raum der Kirche selbst entwickelte pädagogische Konzeption greift ausdrücklich Elemente der Montessori-Pädagogik auf, um sie für die religiöse ebenso wie für die christliche Erziehung zu nutzen.

Die Tatsache, dass man in der Geschichte des katholischen Bildungswesens bis zum heutigen Tag keineswegs die von Klepper propagierte Unverträglichkeit zwischen christlicher beziehungsweise religiöser Erziehung einerseits und Montessori-Pädagogik andererseits sah, deutet an, dass Kleppers Argumentation abwegig ist. Quod est demonstrandum!

Nach Auffassung von Klepper

passen Montessori-Pädagogik und Religionspädagogik nicht zusammen. Begründet wird diese Auffassung mit zahlreichen Behauptungen. Einige dieser Behauptungen werden exemplarisch aufgegriffen:

Erste Behauptung: Im Blick auf die Schriften Montessoris behauptet Klepper: „Niemals geht es um Nachfolge Jesu, doch wohl ein Kernbegriff christlicher Lebensauffassung, um Engagement in Solidarität und Nächstenliebe in einer Gemeinde, um eine persönliche Beziehung um Glauben im theologischen Sinn...“ (Agora 2002, 23).

Wie die von Klepper angesprochene Verbindung zwischen Montessori-Pädagogik und christlicher beziehungsweise religiöser Erziehung erstmals im katholischen Raum unter kirchlicher Aufsicht realisiert und infolge immer wieder möglich wurde, verdeutlicht ein Blick in die religionspädagogischen Schriften Montessoris. Hier widerlegt sich zugleich Kleppers Behauptung, es gehe in den Schriften Montessoris niemals „... um die Nachfolge Jesu...“ Es war Pater Casulleras, der im Zuge der Liturgischen Bewegung die Idee hatte, den Kindern die Liturgie nahe zu bringen. Vom Erstwerk Montessoris begeistert, entschloss er sich dazu, sein Ziel mit Hilfe der Montessori-Methode zu verwirklichen.

So entstand 1913 in Barcelona unter seiner Leitung und der Mitwirkung des Priester Mossèn Igino Angeles ein Haus der Kinder im Schatten der Kirche. Es enthielt einen Raum, der nach den Prinzipien des von Montessori entwickelten Konzepts der „vorbereiteten Umgebung“ als Kapelle ausgestaltet wurde. Weitere Prinzipien der Montessori-Pädagogik wurden für das Anliegen der religiösen Erziehung fruchtbar gemacht. Sie fanden in diesem Projekt ihren Niederschlag in der Gestaltung eines „Atriums“, das als Vorzimmer zur Kirche Gelegenheit zum materialorientierten Lernen (liturgische Gegenstände, Farben, Gewänder etc.) und zur An-

wendung der von Montessori entwickelten Methode der Lektion boten. Der über die Liturgische Bewegung neu aktualisierte Gedanke der Liturgie als Mitte christlichen Lebens fand in der Kapelle durch Priester Mossèn Igino Angeles Verwirklichung, der in der Kindergemeinde predigte und amtierte.

Der Abt-Primas der Benediktiner von Montserrat war von dieser Form der religiösen Erziehung so begeistert, dass er Anna M. Maccheroni, eine Mitarbeiterin Montessoris, 1915 zum katalanischen Liturgischen Kongress auf dem Montserrat einlud. Sie sollte dort in einem Vortrag darstellen, wie sich die Methode Montessoris auf die religiöse Erziehung, im besonderen auf die Einführung der Kinder in die Liturgie, anwenden lässt. Die Teilnahme Maccheronis am Liturgischen Kongress führte dazu, dass die religiöse Erziehung im Sinne der Pädagogik Montessoris zu einer von der katholischen Kirche unterstützten Angelegenheit in Barcelona wurde. Durch das Engagement der Franziskanerinnen und der Jesuiten fand die Verwendung der Montessori-Pädagogik auch internationale Verbreitung im katholischen Bildungswesen. Die Montessori-Pädagogik leistete für zahlreiche Schulorden und katholische Schulen wertvolle Dienste bei der Erfüllung ihres Auftrags, das heißt, der Vermittlung christlicher beziehungsweise religiöser Erziehung.

Zweite Behauptung: Das Problem sei der „theoretische Überbau der Montessori-Pädagogik“: Einen theoretischen Überbau zum Pro-

blem der Montessori-Pädagogik zu erklären, wie Klepper dies tut, weist auf eine grundlegende Unkenntnis des Wissenschaftsverständnisses und des Praxis-Theorie-Verhältnisses sowohl in der Theologie als auch in der Pädagogik hin.

Da Montessori nie eine pädagogische Theorie abgefasst hat, sondern sich mit all ihren Schriften an die pädagogische Praxis wandte, kann ein „theoretischer Überbau“ nicht der springende Punkt bei der Erörterung der Frage sein, ob es eine Vereinbarkeit zwischen Religionspädagogik und Montessori-Pädagogik geben kann.

Pädagogik als Erfahrungswissenschaft und nicht als Heilslehre

Abgesehen davon hat Montessori, was die Pädagogik als Wissenschaft betrifft, nie einen Zweifel daran gelassen, dass sie Pädagogik als Erfahrungswissenschaft und nicht als Heilslehre oder Ideologie versteht – im Gegensatz zu Klepper.

Dieses Missverständnis von Klepper wird schon am Anfang ihres Artikels deutlich, so zum Beispiel in ihrer apodiktischen Engführung der Pädagogik auf Anthropologie, ebenso in ihrer seltsamen Berufung auf die Existenz einer einzigen nicht näher ausgeführten Systematik der Pädagogik, in der Klepper schließlich den Garanten für die Wissenschaftlichkeit der Pädagogik überhaupt erblicken will. Das impliziert ein Wissenschaftsverständnis, das seit dem Untergang der großen idealistischen Systeme nicht nur in der Pädagogik jegliche Konsensfähigkeit verloren hat, da es mit einer Dogmatisierung des wissenschaftlichen Selbstverständnisses Hand in Hand geht.

gogik jegliche Konsensfähigkeit verloren hat, da es mit einer Dogmatisierung des wissenschaftlichen Selbstverständnisses Hand in Hand geht.

Weil jedoch die Systematische Pädagogik keine Dogmatik und die Historische Pädagogik keine Exegese ist, bleibt eine unter diesen Prämissen geführte Argumentation in den Erziehungswissenschaften abwegig. Nicht weniger abwegig ist Kleppers Versuch, die Theologie für ihre Argumentation in Anspruch zu nehmen. Die Zeit, in der Vertreter der Theologie beziehungsweise der Amtskirche eine wissenschaftliche Entdeckung, Konstruktion oder Erfindung nach einer eventuell im Hintergrund wirksamen Weltanschauung bewertet haben, gehört der Vergangenheit an. Niemand in der Theologie würde heute zum Beispiel den Wert der Narkose deshalb bestreiten, weil die buddhistische Lehre von der absoluten Empfindungslosigkeit den Erfinder inspirierte.

Dessen ungeachtet scheint Klepper der Ansicht zu sein, sie würde der Theologie beziehungsweise der Religionspädagogik einen Dienst erweisen, wenn sie die pädagogische Relevanz der Methoden und Verfahren Montessoris an möglicherweise im Hintergrund wirksamen religiösen oder weltanschaulichen Inspirationen bewertet. Selbst noch bei diesem unzulässigen Verfahren verwendet sie nicht die üblichen hermeneutischen Methoden, um etwa über zeitgeschichtliche oder biographische Studien den weltanschaulichen Hintergrund Montessoris zu ermitteln. Es werden vielmehr einzelne Wörter, Vorstellungsbilder und Textpassagen den Schriften Montessoris entnommen. Dann werden sie ihrer Funktion, nämlich Aussagen im Kontext praktischer Pädagogik zu sein, beraubt. Die isolierten Wörter und Sätze werden nun als Bestandteile eines theologischen Sprachspiels genommen und mit katholischer Dogmatik konfrontiert. So verwandeln sich die entlehnten Textfragmente zu Indizien einer der Montessori-Pädagogik implizit anhaftenden Häresie (S. 24).

Das Begreifen christlicher Symbole und das Erleben christlicher Feste sind feste Elemente der Montessori-Pädagogik.



HAUSSIER

Sie sollen schließlich den von Klepper propagierten apologetischen „Feldzug“ gegen die Montessori-Pädagogik rechtfertigen.

Dass eine solche Vorgehensweise unzulässig ist, haben die christlichen Kirchen bereits im vergangenen Jahrhundert gewusst. So kennt die Rezeptionsgeschichte der Montessori-Pädagogik innerhalb des Katholischen Bildungswesens keine namhaften Vertreter, die wie Klepper Glaubenswahrheiten dort verteidigen wollten, wo es nicht um Glaubensfragen, sondern um pädagogische Fragen geht.

Christliche Anthropologie pädagogisch zur Geltung bringen

Dementsprechend bleibt es wohl nur Klepper unverständlich, dass die Montessori-Pädagogik von den christlichen Kirchen „...widerstandlos, ja teilweise begeistert aufgenommen wurde“.

Dritte Behauptung: Weshalb aber, so gilt es zu klären, wurde die Montessori-Pädagogik von den christlichen Kirchen begeistert aufgenommen?

Eine ganze Reihe von Gesichtspunkten war dafür maßgebend. Besonders bedeutsam dürften allerdings jene pädagogischen Grundsätze und Methoden der Montessori-Pädagogik sein, die der Würde, Freiheit, Geschöpflichkeit, Persönlichkeit und Individualität des Kindes in besonderer Weise zum Ausdruck verhelfen können. So die Prinzipien der Freiheit und Selbsttätigkeit (Personalität), der Entwicklungs- und Umgebungsbedingtheit (Kreatürlichkeit), die Orientierung an der individuellen Ausprägung aller Bildungs- und Entwicklungsprozesse sowie die Einforderung einer Erziehung vom Kinde aus, die jene Würde berücksichtigt, die dem Kind als Ebenbild Gottes zukommt. Schließlich auch die in Montessoris religionspädagogischer Praxis vorausgesetzte Auffassung der Religiosität als Existential.

Im Bereich der Religionspädagogik haben in neuerer Zeit zum Beispiel Hubertus Halbfas, Horst Klaus Berg, Sofia Cavalletti und andere herausgestellt, welche Methoden, Erziehungsprinzipien und Maßnahmen der Montessori-Päda-

gogik geeignet sind, dem Religionspädagogen neue Impulse zu vermitteln, weil sie geeignet sind.

So trifft denn auch für die Schriften Montessoris das Gegenteil der Behauptung zu, die Klepper aufstellt, wenn sie schreibt: „Nirgends in ihren (Montessoris) Schriften findet sich eine Andeutung, dass es um Wahl und Entscheidung, um Verantwortung oder personal verwirklichte Freiheit geht ...“. Die Belegstellen für diesbezügliche Aussagen sind schon deshalb zahllos, weil sie zu den Prinzipien erzieherischen Handelns in der Montessori-Pädagogik zählen. Dementsprechend gibt es dazu in der Sekundärliteratur zahlreiche Abhandlungen.

Vierte Behauptung: Montessori verstehe „Erziehung als Uniformierung“. Wie aber lässt sich bei dieser Annahme das von Montessori vertretene „Prinzip der Freiheit“ und ihre Forderung nach „Selbstbestimmung des Kindes“ erklären? Wie ihr unermüdlich vorgetragenes Plädoyer für Individualisierung und Selbsttätigkeit als Erziehungs- und Unterrichtsprinzipien? Wie konnte Montessori zu heute von moderner Neurologie und Lernpsychologie anerkannten Antworten finden, wenn ihr pädagogisches Interesse nur auf Normierung und Uniformierung ausgerichtet gewesen wäre?

Normierung und Uniformierung werden schließlich von Klepper zur Definition dessen erklärt, was Montessori mit „Normalisation“ meint, und Normalisation wird mit dem Erziehungsverständnis Montessoris in eins gesetzt. Zur Korrektur dieser zwar kreativen, aber nicht zutreffenden Verkürzung des Erziehungsverständnisses sei auf die Schrift „Die Entdeckung des Kindes“ verwiesen. Unter zehn Gesichtspunkten reflektiert Montessori in dieser Schrift wesentliche Zusammenhänge der Erziehung; unter anderem auch die von ihr so genannte Normalisierung des Kindes. Empfehlenswert ist auch die Lektüre „Das kreative Kind“ und „Grundlagen meiner Pädagogik“. Hier klärt Montessori ihr Erziehungsverständnis unter den Gesichtspunkten der Erziehungsziele, Erziehungsmaßnahmen und Erziehungsgrundsätze. Weder in diesen Schriften noch in anderen Werken setzt Montessori jedoch Erziehung mit Normalisierung gleich.

Fünfte Behauptung: „Montessori fordert Gehorsam, den Pädagogen nicht mehr wollen.“ Eines der wichtigsten Themen der pädagogischen Bewegung „Vom Kinde aus“ war die Freiheits-Disziplin-Frage. Alle Reformpädagogen haben sich gegen die „früher“ weit verbreitete Auffassung gewandt, Gehorsam beziehungsweise Disziplin lasse sich nur durch Bestrafung erreichen.

In „Die Entdeckung des Kindes“ erläutert Montessori ihr Verständnis von Gehorsam und Disziplin und spricht von „innerer Geordnetheit“, auch davon, dass das Kind lernen muss, „Meister seiner selbst zu sein“ und einem „inneren Führer“ zu gehorchen, der auch als das Gewissen bezeichnet werden kann. Es geht ihr um aktiven Gehorsam, der im freien Befolgen bindender Verpflichtungen besteht. Gehorsam ist für sie also kein Synonym für Unterwerfung oder Sklaverei, sondern die „Kehrseite der menschlichen Freiheit“, wie sie in „Das kreative Kind“ schreibt.

Von diesem Hintergrund ist auch die von Montessori entwickelte Analogie vom Hund zu interpretieren. Wenn schon der Hund den Gegenstand zurück holt, den sein Herrchen geworfen hat, warum soll dieser freie Gehorsam dann beim Kind nicht möglich sein? Welcher Pädagoge, so ist im Gegensatz zu Klepper zu fragen, möchte heute allen Ernstes keinen „freudigen Gehorsam“ – einen Gehorsam durch Einsicht und nicht einen durch Demütigung und Strafe erzwungenen?

Fazit: Klepper wirft die Frage nach den Impulsen, die sich aus der Montessori-Pädagogik für die religionspädagogischen Praxis auf, aber beantwortet sie nicht. Sie informiert nicht über diesbezügliche Forschungs- und Wissensbestände und stellt das in der Vergangenheit bereits gekennzeichnete Potenzial der Montessori-Pädagogik für religiöse Erziehung nicht heraus. Auch die von moderner Religionspädagogik durch Halbfas, Berg, Cavalletti u.a. herausgestellten innovativen Aspekte der Montessori-Pädagogik für den Religionsunterricht macht sie nicht zugänglich. Kleppers Artikel trägt zum wissenschaftlichen Erkenntniszuwachs nichts bei. Er führt jedoch – und das wiegt weit schwerer – die religionspädagogische Praxis in die Irre.

Zug um Zug mehr Gäste im Altmühltal

Eine Studie der Geographie hat untersucht, wie sich die neue ICE-Verbindung von München nach Nürnberg auf den Tourismus im Naturpark Altmühltal auswirken wird.

► Von Josef Steinbach,
Andrea Holzhauser & Eva Näher

Im Rahmen eines von der Professur für Wirtschaftsgeographie veranstalteten Projektseminars wurde über zwei Semester hinweg ein Entwicklungskonzept für den Naturpark Altmühltal erarbeitet. Anlass war die in Zukunft veränderte Verkehrsanbindung durch den Bau eines Bahnhofes in Kinding an der Hochgeschwindigkeitsstrecke München – Ingolstadt – Nürnberg.

Durch diese neue ICE-Verbindung, die ursprünglich im Jahr 2003 fertig gestellt sein sollte, aufgrund diverser Problemsituationen, die während des Baus zutage getreten sind, erst ab Mitte 2006 befahren werden kann, wird sich die öffentliche Verkehrsanbindung des Naturparks Altmühltal deutlich positiv verändern. Zwar werden keine ICE-Züge im Bahnhof Kinding halten, dennoch wird sich die Erreichbarkeit mit schnellen Regionalverbindungen sehr verbessern.

Analysen des Gästeaufkommens im Naturpark Altmühltal haben gezeigt, dass die Tagesausflügler und Kurzurlauber die bei weitem bedeutendsten Gästegruppen darstellen. Sie stammen in der überwiegenden Mehrzahl aus den großen Agglomerationen im näheren Einzugsbereich: München, Augsburg, Nürnberg und Regensburg sowie natürlich aus dem Raum Ingolstadt. Mehr als 90 Prozent benutzen für die Anreise den Individualverkehr. Das gegenwärtige Verhalten dieser Gästegruppen (sowohl der Benutzer des Individual- als auch des öffentlichen Verkehrs) wurde mit Hilfe von einfachen Potenzialmodellen

Burg Prunn ist eine der vielen Sehenswürdigkeiten des Altmühltals.

abgebildet, und zwar bezogen auf die derzeitige Situation sowie auf den Zeitpunkt der Inbetriebnahme der ICE-Strecke. Den Modellen liegen Annahmen über das Interaktionsverhalten zugrunde, welche auf Studien über die Bereitschaft der Münchner Tages- und Kurzurlauber zur Inkaufnahme von Fahrtfernen und Fahrzeiten basieren.

Die Simulation (vgl. Grafik S. 29) zeigt unter anderem, wie sehr sich der neue Haltepunkt der Bahn in Kinding auf die Erreichbarkeit des mittleren und östlichen Altmühltals auswirkt: Das Nachfragepotenzial der Gäste, die mit dem öffentlichen Verkehr anreisen, erhöht sich um bis zu 1.000 Prozent. Da in der Simulation von den existierenden, teilweise dürftigen Busverbindungen ausgegangen wird, können – bei entsprechenden Verbesserungen – die positiven Erreichbarkeitseffekte noch deutlich gesteigert werden.

Durch die günstige Erreichbarkeit mit dem öffentlichen Verkehr ergeben sich für den Naturpark Altmühltal wesentliche Vorteile gegenüber den konkurrierenden Naherholungsgebieten. Gerade an Wo-

chenenden, wenn das übergeordnete Straßennetz überlastet ist, sollten diese Vorteile besonders zum Tragen kommen. Es dürften dann auch bisherige Pkw-Benutzer auf öffentliche Verkehrsmittel umsteigen, so dass die Nachfrage unter Umständen noch höher sein kann, als dies in der Karte zum Ausdruck kommt.

Allerdings können die neuen, verkehrsbedingten Standortvorteile der Region nur dann gut genutzt werden, wenn diese besser auf die Ansprüche der Tages- und Kurzurlaubsgäste ausgerichtet wird. Dazu sollen im vorliegenden Konzept entsprechende Anregungen gegeben werden. Es empfiehlt sich zunächst eine Untergliederung in Teilregionen: Denn zum einen ist der Naturpark so groß, dass er in Kurzaufenthalten gar nicht zur Gänze besucht

Themenpfade zur besseren Erschließung des Naturparks einrichten

werden kann. Zum anderen haben seine verschiedenen Teilgebiete recht unterschiedliche touristische Angebote, die jeweils im besonderen Rahmen herausgestellt werden sollten, allerdings wie bisher unter der gemeinsamen Dachmarke „Naturpark Altmühltal“. Damit für diese Teilregionen attraktive Angebote kreiert werden können, musste zunächst das derzeitige Spektrum mit seinen Stärken und Schwächen analysiert werden.

Auf Basis dieser Analyse der Teilregionen (Talabschnitte) können neue Gestaltungsvorschläge erarbeitet werden, welche die Attraktivität für die Tagesausflügler und Kurzurlauber erhöhen. Da im Rahmen des vorherrschenden „Flusstourismus“ die Interaktionen der Gäste (als Radfahrer, Bootstouristen, Wanderer, Besichtigungsreisende mit Pkw oder im öffentlichen Verkehr) entlang des Talverlaufes erfolgen, empfiehlt sich besonders die Einrichtung von Themenpfaden.

„Altmühltaler Jurapfad“: Zwischen Solnhofen und Eichstätt bietet sich ein „Alt-



NATURPARK ALTMÜHLTAL

mühltaler Jurapfad“ an, der vor allem die im Jura geprägte Landschaft als Themenschwerpunkt den Besuchern zugänglich macht. Ausgangs- und Endpunkt des Jurapfades liegen in den Ortszentren von Eichstätt und Solnhofen, die das naturräumliche Angebot mit ihren kulturhistorischen Sehenswürdigkeiten abrunden. Hier können auch Informationszentren grundlegende Auskünfte zum Pfad vermitteln. Der Pfad umfasst außerdem die vier Museen zur Jurathematik: das Bürgermeister-Müller-Museum in Solnhofen, das Museum auf dem Maxberg sowie die beiden Eichstätter Museen Museum Bergér und das Jura-Museum. Da diese Museen teilweise ähnliche Exponate zur Schau stellen, sollte man ihre Zusammenführung zu einem Museumsverbund überlegen, mit einer gewissen Abstimmung der Angebote und einer Teilspezialisierung, wodurch Synergieeffekte zum Tragen kommen und ihre touristische Attraktivität deutlich erhöht wird.

Gemeinsame
Mar-

ketingaktivitäten, wie kombinierte Eintrittskarten (mit An- und Abfahrt im öffentlichen Verkehr) oder ein gemeinsames virtuelles Museum im Internet, könnten neue Besuchergruppen gewinnen helfen.

Weitere, bereits bestehende Attraktionen als Standorte des Jurapfades sind die beiden Besuchersteinbrüche in Solnhofen und Eichstätt. Allerdings sollte ihre Attraktivität erhöht werden, zum Beispiel durch eine intensivere Gästebetreuung (Erklärung der erdgeschichtlichen Zusammenhänge, Hilfeleistung beim Fossilensuchen).

Die aufgezählten Standorte liegen relativ vereinzelt und auf die Räume Solnhofen und Eichstätt konzentriert, weshalb neue Attraktionen und Sehenswürdigkeiten geschaffen beziehungsweise erschlossen werden sollten, um einen wirklich zusammenhängenden Pfad zu gestalten. So könnte man Besichtigungsstationen gegenüber der Felsengruppe der „Zwölf Apostel“ und am Dollnsteiner Weiher errichten, wo die Besucher über die Besonderheiten der regionalen Landschaftsformen (Felsformationen aus Sedimenten des Jurameers, Tal der Urdonau) informiert werden. Dazu wären zum Beispiel einfachere Schautafeln geeignet, vorstell-

bar ist aber auch die
Errichtung

kleinerer „Multimedia-Pavillons“, in denen sich die geologischen und morphologischen Prozesse simulieren lassen, welche die Meeres- und Landschaftsformen (Inseln und Lagunen des Jura-Meeres, Urdonau) der verschiedenen Erdzeitalter gestaltet haben, deren Relikte noch heute in der Natur zu erkennen sind.

Als mittel- bzw. langfristiges Projekt, das die Lücke im Jura-Pfad zwischen Dollnstein und Eichstätt schließt, könnte man sich die Errichtung eines „Altmühltaler Schäferlandes“ im Raum von Obereichstätt vorstellen, das sich auf die lange Tradition der Schäfferei bezieht. Diese eher kleiner dimensionierte Anlage sollte ein Museum der internationalen Schäferkultur umfassen, ebenso einen Erlebnisbereich mit Freigehegen (in denen die verschiedenen Rassen der Schafe gezeigt werden), Demonstrationsbereichen (Schafschur, Käsegewinnung), entsprechender Themengastronomie sowie einen Schäfer- und Handwerksmarkt. Um das Erlebnisangebot des Jurapfades noch weiter auszugestalten, wäre unter Umständen auch die Einrichtung einer zusätzlichen Attraktion im Bereich der Eichstätter Willibaldsburg zu überlegen. Hier könnte man – als Ergänzung zum wiedererrichteten „Hortus Eystettensis“ – einen virtuellen „Eichstätter Zaubergar-



Nutzung des öffentlichen Verkehrs bei Realisierung des Bahnausbaus

ten“ gestalten, mit überdimensionierten Visualisierungen der berühmten Kupferstiche von Basilius Besler (sie zeigen die exotischen Pflanzen des barocken Schaugartens), untermalt von entsprechenden musikalischen „Klangwolken“ und auch kombiniert mit Konzerten, literarischen Veranstaltungen oder Vernissagen sowie mit passender Erlebnisgastronomie. Ein solcher „Zauberergarten“ wäre auch als zentrale Attraktion einer zukünftigen Landesgartenschau in Eichstätt geeignet.

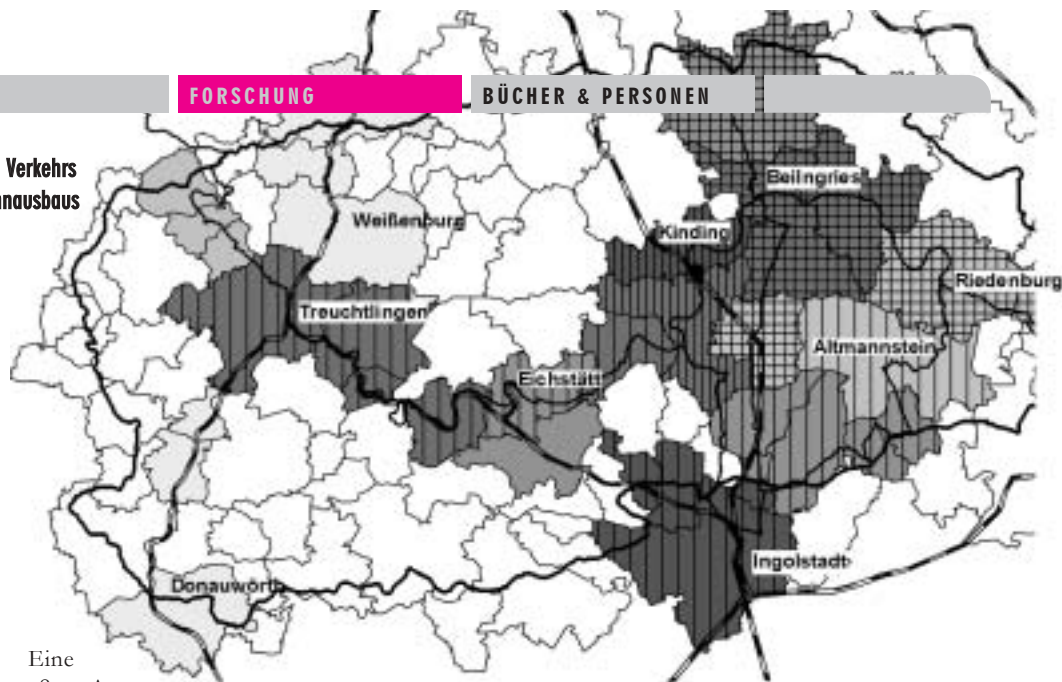
„**Altmühltaler Römerpfad**“: Für das mittlere Altmühltal empfiehlt sich ein auf die Römerzeit bezogener thematischer Schwerpunkt. Für den Abschnitt Landershofen/Pfünz bis Kipfenberg wurde von der Professorin für Wirtschaftsgeographie zu diesem Themenkomplex bereits ein Konzept für die Radroute „Via Raetica“ erarbeitet, das als Grundlage für die Konzeption eines „Altmühltaler Römerpfades“ dienen könnte. Zentrale Angebots Elemente stellen in diesem Talabschnitt und seiner Umgebung Relikte aus der Römerzeit dar, wie die „Villa Rustica“ bei Möckenlohe, teilweise rekonstruierte Kastelle in Pfünz und Böhming sowie Reste des Verteidigungswalls Limes und das Römer- und Bajuwarenmuseum in Kipfenberg. In der Villa Rustica gibt es Führungen derzeit nur auf Anfrage. Außerdem wird für die Kinder ein Streichelzoo unterhalten. Ein im Rahmen gehaltener Ausbau des Museums (eventuell inklusive „Römershops“ sowie römischen Speisen und Getränken) und des Streichelzoos (kleiner Spiel- und Erlebnispark) könnte die Attraktivität dieser Station des Römerpfades erhöhen. Ebenso sollten in der nahegelegenen Gemeinde Nasenfels die Pläne zur Errichtung eines Römer- und Heimatmuseums weiter verfolgt werden sowie auch die Absichten zur Rekonstruktion eines noch unter der Erde liegenden römischen Bades. Im Bereich des Pfünzer Kastells sollte die Rekonstruktion der gesamten Ummauerung in Erwägung gezogen werden, damit diese Kulisse als Austragungsort verschiedener Veranstaltungen genutzt werden kann. Die Möglichkeiten reichen von einem „Römerzeltlager“ über einen „Römermarkt“ bis hin zur Nutzung als Freilichtbühne.

Eine große Attraktion bildet das „Römer- und Bajuwarenmuseum“ auf der Burg Kipfenberg. Es könnte durch einen Gastronomiebereich mit „römischer Küche“ und durch die Schaffung einer Museumsakademie mit Workshops weiter aufgewertet werden. Die Rekonstruktion des noch unter der Erde liegenden Kastells in Böhming sowie eines Teilstückes des Limes oder die Errichtung eines römischen Erlebnishotels wären weitere Attraktionen für den Römerpfad. Das Angebot abrunden könnte ein „römischer Aussichtsturm“ mit Picknickplatz und Informationsangebot bei Pietenfeld.

„**Altmühltaler Erlebnispfad**“: Im Unteren Altmühltal bietet die Flusslandschaft die ideale Kulisse für einen „Altmühltaler Erlebnispfad“. Seine Stationen können mit dem Rad, dem privaten Pkw oder im öffentlichen Busverkehr (ausgehend unter anderem von der Kindinger Bahnstation) erreicht werden. Vor allem bietet aber die Schifffahrt auf dem Main-Donau-Kanal ein großes Erlebnispotenzial. Der an sich schon imponierende Eindruck der Tallandschaft ließe sich durch Beleuchtungseffekte der Felsen, Burgen und Schlösser und andere Maßnahmen der „Landschaftsinszenierung“ noch wesentlich steigern. Besonders hängt der Erfolg des Erlebnispfades aber von seinem Veranstaltungsprogramm ab. Im Verlauf der Saison müssten auf den einzelnen Stationen (Burgen, Schlösser, alte Stadtkerne, Bereiche der Schiffsanlagestellen) verschiedene thematische Schwerpunkte angeboten werden, von denen das Publikum aus den umliegenden Agglomerationen immer wieder angezogen wird. Wegen der wesentlich verbesserten Erreichbarkeit im Bahnverkehr werden auch Abend-

veranstaltungen keine übermäßigen Zeitaufwände für die An- und Heimreisen erfordern. Verschiedenste musikalische Themen („Jazz am Fluss“, „Altmühltaler Chorfestival“) wären möglich, ebenso beispielsweise „Altmühltaler Literaturtage“, ein „Altmühltaler Flussmarkt“, „Zirkusfeste“, der „Altmühltaler Advent“ oder der „Altmühltaler Fasching“. Eine Kooperation der Städte Berching, Greding, Beilngries und Dietfurt könnte (über den Saisonverlauf verteilte) „Altmühltaler Stadtfeste“ organisieren und vermarkten.

Pfadmanagement: Die Konzepte der Themenpfade gehen davon aus, dass die privaten und öffentlichen Anbieter von „touristischen Leistungsbausteinen“ in den jeweiligen Talabschnitten gemeinsam und im Verbund aktiv werden. Sie müssen daher in „organisatorischen Netzwerken“ kooperieren. Für jeden touristischen Pfad sollten ein „Pfadmanager“ und ein Organisationskomitee die Angebote planen, ausführen und vermarkten, etwa im Rahmen von Voll- und Teilpauschalen. Im Falle des „Altmühltaler Erlebnispfades“ wäre zum Beispiel die Koordination der verschiedenen Veranstaltergruppen (Besitzer, Betreiber von Hallen, Theater- und Konzertsälen, von Hotels und Restaurants, Burgen und Schlössern, Schiffsanlagestellen etc.), der Schifffahrtsunternehmen, der Kanalgesellschaft der verschiedenen Institutionen der Tourismuswirtschaft, von Vereinen, von größeren Unternehmen als mögliche Sponsoren eine zentrale Managementaufgabe.



STADT EICHSTÄTT

Mit einem Bein in die eigene Existenz

Noch sind Existenzgründungen an der KU nicht selbstverständlich. Das Förderprogramm FLÜGGE ist ein Baustein, dies zu ändern. Zudem ist die KU seit kurzem Mitglied von Hochsprung, dem landesweiten Existenzgründerprogramm der bayerischen Hochschulen.

► Von Marianne Rolshoven

Weiblich, als Hotelfachfrau qualifiziert, Diplom-Geographin mit Schwerpunkt Freizeit, Fremdenverkehr und Umwelt, standortgebunden durch die Familie – Rahmenbedingungen für den Weg in eine berufliche Existenz, aber in welche? Die Antwort von Michaela Ibrahimovic auf diese Situation? Ein Sprung in die Selbständigkeit mit der Gründung der Firma Holiday Help.

Holiday Help versteht sich als Informationsscout und Informationsbroker im Bereich Ferien und Freizeit ohne Barrieren und agiert dabei im Wissensdreieck zwischen dem reisewilligen Kunden, der ein mobilitätseinschränkendes Handicap hat, Verbänden und Kommunen, deren Infrastruktur entsprechend dem Gleichstellungsgesetz von 2002 barrierefrei sein soll, und privaten Anbietern und Dienstleistern im Tourismus- und Freizeitsegment „special needs“. Holiday Help wickelt den Großteil der Beratungen über das Web ab, ein Teil der Informationen ist standardisiert, auf das jeweilige Handicap angepasst abrufbar. Individuelle, auf die jeweiligen Ansprüche bezogene Beratungen

werden am Telefon oder bei Hausbesuchen durchgeführt. Basis der Firmenarbeit ist eine umfangreiche Datenbasis, die permanent ergänzt und erneuert werden muss. Erleichtert wurde die Existenzgründung durch die Aufnahme von Frau Ibrahimovic in das Programm FLÜGGE des Bayerischen Staatsministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kunst.

Initialzündung für die Firmengründung im Kontext von FLÜGGE waren Überlegungen zur Situation Reisewilliger mit Handicap, die nicht einen sozial karitativen Schonraum, sondern selbstbestimmte Freizeit- und Feriengestaltung mit entsprechendem unterstützendem Angebot suchen und bezahlen. Diese Überlegungen mündeten in das Forschungsprojekt „Raum erleben ohne Barrieren“, das sich mit Voraussetzungen und Kriterien der Öffnung von Erlebnisräumen für Behinderte und Nichtbehinderte befasst. Im Tourismus ist der Bedarf an der Erschließung neuer und/oder anderer Kundenkreise groß. Das Segment „Reisewillige mit Handicap“ stellt einerseits einen biologisch

vorgegebenen Wachstumsmarkt dar – als Folge der demographischen Entwicklung: junge Alte (50+) und Methusalemisierung der Gesellschaft (90+) lauten die Stichwörter. Andererseits nehmen in jüngeren Altersgruppen Einschränkungen der physischen Mobilität zu, auch als Folge von Freizeitaktivitäten wie Extremsportarten und Motorsport. Nach Alter, körperlicher und psychischer Leistungsfähigkeit und nach finanziellen Möglichkeiten stellen sich die Wünsche und Ansprüche der Reisewilligen mit Handicap so heterogen dar, wie die der übrigen Reisewilligen in der Gesellschaft. Die Anzahl der Reisewilligen ist im Vergleich zu den übrigen nicht groß; sie bilden aber, das haben Befragungen ergeben, einen kleinen, feinen, höchst individualisierten und anspruchsvollen Nischenmarkt.

Hier setzt das Projekt an. Feriengebiete und Ausflugsorte werden als mögliche Gegenwelt zur Alltagswelt aller Behinderten und Nichtbehinderten betrachtet. Nicht der vermeintliche Defekt des Nachfragers, die soziale oder medizinische Indikation, steht im Mittelpunkt, sondern die innere und äußere Erreichbarkeit des Erlebnisraums. Segregation und Ghettoisierung haben in diesem Konzept keinen Platz. Notwendig ist eine adaptierte Infrastruktur, die allen Gästen Erleichterung im Ferienablauf bietet (auch für Mehrlingskinderwagen und temporäre Beeinträchtigungen). In Chamonix und an anderen Orten der französischen Alpen hat „tourisme adapté“ einen für die Wintersaison beachtlichen Stellenwert.

In diesem Projekt wurde die FLÜGGE-Stelle von Frau Ibrahimovic angesiedelt. Konkret bedeutet dies, dass sie im Umfang einer halben Stelle als wissenschaftliche Mitarbeiterin in diesem Forschungsprojekt der Universität beschäftigt war und sich parallel um den Aufbau von Holiday Help kümmerte.

Damit konnten Synergieeffekte für die Firma genutzt werden. Das gilt besonders für die Entwicklung der Datenbasis für das Unterneh-



FLÜGGE: VON DER HOCHSCHULE IN DIE SELBSTÄNDIGKEIT

FLÜGGE, das Förderprogramm zum leichteren Übergang in eine Gründerexistenz, bietet Absolventen und wissenschaftlichen Mitarbeitern von FHs und Universitäten, die an bayerischen Hochschulen eine Unternehmensgründung planen, für die Frühphase ihrer Gründungen, maximal für zwei Jahre, Unterstützung. Die Hochschulen fungieren als Inkubatoren. Gründer erhalten eine Halbtagsstelle und arbeiten dort im Kontext ihrer Planungs-idee mit einem oder mehreren Betreuern zusammen. Über eine Nutzungsvereinbarung haben die

geförderten Personen Zugang zu Einrichtungen der Universität im Rahmen ihrer eigenen Gründungsarbeit. Rat und Hilfe bei den vielfältigen organisatorischen Fragen gibt der Projekttträger von FLÜGGE, die Universität München (Gründungsbüro der Kontaktstelle für Forschungs- und Technologietransfer). So wird externes Coaching, im Allgemeinen durch die Aktivsenioren, vermittelt. Bisher hat das vor sechs Jahren gestartete Programm etwa 80 neue Unternehmen hervorgebracht. Informationen: www.fluegge-bayern.de.



EICHSTÄTTER KURIER

Pater Anselm Bilgri (Andechs) gab beim ersten Existenzgründertag der KU Hilfestellung für angehende Unternehmer

men, die parallel zur Datenbank des Forschungsprojekts entwickelt wurde. „Raum erleben ohne Barrieren“ (ROB) wurde als Instrument zur vergleichenden Überprüfung der Zugänglichkeit zum Raum, zur Qualitätskontrolle des touristischen Dargebots entwickelt. Die Darstellung dieser Informationen ist so konzipiert, dass eine Überprüfung nach nachvollziehbaren, standardisierten Kriterien möglich ist. So können Reisewillige Angebote touristischer Destinationen prüfen und vergleichen. Privaten und öffentlichen Anbietern eröffnet sich die Möglichkeit, best practice-Vergleiche anzustellen und sich für ein zusätzliches Marktsegment zu positionieren.

Zugangsbehinderungen zum Erlebnisraum werden bei ROB durch verschiedene Indikatoren abgebildet. Diese führten zu umfangreichem Datenmaterial, das aufbereitet und zusammen mit den einschlägigen Rechtsvorschriften, Normen und Empfehlungen eingearbeitet und abgeglichen wurde. Durch ROB wird Barrierefreiheit, eingeschränkte Barrierefreiheit oder Unzulänglichkeit des Raums für bestimmte Nutzer transparent gemacht. Autonome Entscheidungen, Angebote anzunehmen, zu verwerfen oder Unzulänglichkeiten informiert zu akzeptieren, werden so möglich.

Zugänglichkeit ist auch das Thema anderer Arbeitsabschnitte:

► „Blind Date with...“ ein Konzept für Stadt-, Kunst- /Architektur- und

Landschaftsführungen und einschlägige Führer für Nicht-Sehende und Sehende gleichermaßen.

► Adaptierte Naturerlebnisparks – speziell gestaltete Geo- und Ökotopmuster, erlebbar gemacht für alle

► Ein Zielkriterienkatalog für adaptierten Tourismus auf der Basis qualitativ-quantitativer Befragungen von Reisewilligen mit unterschiedlichsten Handicaps nach Wünschen und Erwartungen (nicht nur bei Mobilitätseinschränkung).

Die Ergebnisse werden in der neuen Buchreihe „Universal Access“ vorgestellt. So entscheidend wie die FLÜGGE-Förderung für die Gründungsphase von Holiday Help war, so entscheidend war sie für das Forschungsprojekt. Ohne FLÜGGE wäre das Projekt vermutlich nie über die Idee hinausgekommen.

Für Existenzgründer und solche, die es werden wollen, gibt es rund um Hochschulen ein vielfältiges Informations- und Schulungsangebot, beispielsweise „Hochsprung“, ein Programm zur Unterstützung von Existenzgründern aus bayerischen Hochschulen. Ziele sind die Förderung des Gründungsklimas an Fachbereichen, deren Absolventen traditionell Selbständigkeit als einen von möglichen Berufswegen ins Auge fassen, und die Schaffung eines Gründungsklimas in Fakultäten, in denen Existenzgründung exotisch wirkt. Letzteres trifft zweifellos auf den Campus Eichstätt der KU zu. Gründungen sind hier – bis jetzt – Einzelfälle geblieben. Wie kann – ohne Transferstelle – ein Gründerklima geschaffen werden? Was wurde getan, und was ist geplant?

Aus dem Fach Geographie heraus wurde das zweisemestrige Seminar „X-fer: Vom Studium zum Beruf – Existenzgründung Männersache – Frauensache?“ angeboten.

Allgemein und extern besonders gefördert wird Gründungskompetenz durch die Teilnahme an Aktionsprogrammen wie die Seminare von Hochsprung. Konnte die KU bereits seit 2001 am Hochsprung-Programm teilhaben, so ist sie seit dem Wintersemester 2002/03 offizieller Hochsprung-Partner.

Unter der Bezeichnung „Fit For Formation (FFF)“, bietet Hochsprung Seminare zur Qualifizierung von Existenzgründern. Dabei wer-

den unter der Leitung renommierter Trainer aktuelles und praxisorientiertes Know-How in fakultäts- und hochschulübergreifenden Seminaren geboten. In Eichstätt hat seit 2002 eine Veranstaltung pro Semester stattgefunden. Themen waren „Marketing und Pilotkundenakquise“, „Zeitmanagement und Selbstorganisation“ und „ars praesentandi“.

Die Ganztagsseminare sind für Studierende kostenfrei, für andere Mitglieder der KU gegen einen geringen Unkostenbeitrag zugänglich. Der erste Existenzgründertag in Eichstätt „Vision Selbständigkeit“ fand im November 2001 unter Beteiligung nahezu aller mit Gründung befasster Organisationen der Region und der GründerRegio München statt. Anlässlich des nächsten Gründertags „Mut zum Erfolg“ in Eichstätt am 13. Mai 2003 haben Gründer aus der KU Gelegenheit, ihr Unternehmen mit einer Posterausstellung vorzustellen und so auch zum Networking mit anderen Gründern und solchen, die es werden wollen, beizutragen.

► **Ansprechpartnerin für Fragen der Existenzgründung und für das Projekt „Raum erleben ohne Barrieren“ ist Dr. Marianne Rolshoven, marianne.rolshoven@ku-eichstaett.de**

HOCHSPRUNG

Hochsprung ist ein Aktionsprogramm des Bayerischen Staatsministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kunst, der Arbeitsgemeinschaft der Transferstellen bayerischer Universitäten und der High-Tech-Offensive (HTO) Bayern. Ziele sind die Unterstützung und Förderung von Existenzgründungen im Umfeld bayerischer Universitäten, Fachhochschulen und Forschungseinrichtungen, die Steigerung der Qualität und Quantität hochschulnaher Existenzgründungen, die Stärkung einer Kultur der Selbständigkeit an bayerischen Hochschulen und die Vernetzung der Erfahrungen an den Hochschulen sowie die Koordinierung der regionalen Aktivitäten. Informationen unter www.hochsprung.de.

► Von Marianne Kneuer

Der europäische Raum bietet ein einzigartiges „Forschungslaboratorium“, das sich Politikwissenschaftler, die sich mit Demokratisierungsprozessen beschäftigen, interessanter nicht wünschen könnten. 1974/75 hatte in Portugal, Spanien und Griechenland jene Demokratisierungswelle begonnen, die über den Kontinent nach Lateinamerika, Südostasien, teils auch Afrika schwappte und dann den kommunistischen Herrschaftsbereich erfasste. Diese Demokratisierungen forderten die Europäische Gemeinschaft in den 1970er Jahren ebenso heraus wie nach 1989 – sei es, weil die jungen Demokratien Unterstützung benötigten, sei es, weil die Europäische Union (EU) den Umbau zu funktionierenden Demokratien und Marktwirtschaften mitgestalten wollte, sei es, weil diese Länder die Mitgliedschaft in der Gemeinschaft anstrebten, sei es, weil die Gemeinschaft der Verantwortung für eine demokratische Entwicklung und die Stabilität des Kontinentes Rechnung zu tragen hatte. Das Szenario bietet eine große Spannweite: Die südeuropäischen Länder, inzwischen konsolidierte Demokratien und Mitglieder der EU, Ost- und Ostmitteleuropa in sehr unterschiedlichen Konsolidierungsstadien – acht Länder davon auf dem Weg in die EU – und Südosteuropa, dessen zweifellos schwierige Konsolidierung noch bevorsteht.

Inwieweit kann anhaltende Demokratisierung gesteuert werden?

Klar ist, dass die EU eine Rolle bei der Bewältigung des politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Umbaus in Süd- und Ostmitteleuropa spielte und spielt. Aber welche? Welche Motivationen und Strategien liegen dem Handeln der EG/EU zu Grunde? Wie sieht das Instrumentarium zur Umsetzung aus? Welche Wirkungen lassen sich feststellen? Weitergefasst lässt sich fragen: Welchen Einfluss haben externe Akteure überhaupt auf Demokratisierungsprozesse?

Diese Fragen sind bislang nur vereinzelt aufgegriffen worden. Denn bis auf wenige Ausnahmen

EU fördert Demokratisierung im Osten

Die Entwicklung einer Demokratie wurde von der Politikwissenschaft bisher als interne Angelegenheit der jeweiligen Staaten gesehen. In einem DFG-Projekt wird nun am Beispiel Spaniens und der Slowakei untersucht, inwieweit Demokratisierung von außen gefördert werden kann.

lautete bis 1989 der Forschungsstand der Transitionsforschung, dass Übergänge zur Demokratie (Transitionen) rein interne Prozesse sind. Äußere Einflussfaktoren, die außenpolitischen Interessen der Länder selbst und die Politik externer Akteure wurden theoretisch und empirisch kaum betrachtet. Meine Ausgangsthese lautet daher: Demokratisierungen haben sowohl eine interne als auch eine externe Dimension, und zwischen beiden gibt es eine Interaktion.

Diese These bildet die Grundidee zu meiner Studie, in der es darum geht, externe Einflüsse – speziell der EG – am Beispiel der Demokratisierungen in Süd- und Ostmitteleuropa zu untersuchen. Diese Idee, die über längere Zeit gereift war – angestoßen durch mein Studium in Madrid zu einer Zeit, da sowohl der EG-Beitritt als auch der NATO-Verbleib zentrale Themen in Spanien waren und jene Wechselwirkungen zwischen EG und Spanien sichtbar wurden; und dann durch meine Beschäftigung mit Europa und Osteuropa im Planungsstab von Bundespräsident Herzog – konnte schließlich umgesetzt werden durch die Förderung der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) mit einem Forschungsstipendium seit Oktober 2001. Betreut wird die Arbeit im Bereich Politikwissenschaft der KU von den Professoren Klaus Schubert und Karl Graf Ballestrin.

Das Ziel der Untersuchung ist, jene Interaktionslinien und –muster zwischen einem wichtigen, dominanten externen Akteur und einem

sich demokratisierenden Land nach zu verfolgen, um Aussagen machen zu können zum potenziellen Einflusspotenzial, ja möglicherweise Steuerungspotenzial solcher externer Akteure. Damit verbunden ist eine handlungsstrategische, praktisch-politische Komponente, nämlich, welche Lehren aus solchen Interaktionen gezogen werden können zur Förderung und Stützung von Demokratisierungsprozessen von außen. Eine Frage, die in der amerikanischen Politikwissenschaft in den letzten Jahren thematisiert und diskutiert wurde unter dem Label „promotion of democracy“. Eine Frage zudem, die durch ein Phänomen aktuell bleibt, nämlich die bereits in den neunziger Jahren augenfällig gewordenen Konsolidierungsschwierigkeiten junger Demokratien, die dazu führten, dass der Fortgang der Demokratisierung durch autoritäre Rückschritte oder Stillstände behindert wurde und wird (siehe Fujimori in Peru, Chávez in Venezuela, Meciar in der Slowakei, Lukaschenko in Weißrussland). Es hat sich gezeigt: Die ersten Schritte zur Demokratie sind nicht mehr letzte Garantie für einen geradlinigen demokratischen Verlauf und noch weniger für ein demokratisches Ergebnis im Sinne von „good governance“.

Somit stellt sich für die internationalen politischen Akteure wie für die Politikwissenschaft zusätzlich zu der möglichen Förderung „glatter“ demokratischer Übergänge die Frage, wie auf problematische Entwicklungen reagiert werden kann –



PRIVAT

konkret: Wie kann man Konsolidierungen von außen abstützen oder vom demokratischen Weg abgekommene Länder zurückholen? Um beide Phänomene – also gelingende und defekte Demokratisierungsprozesse – in der empirischen Betrachtung abdecken zu können, wählte ich jeweils ein entsprechendes Fallbeispiel aus: Spanien, das für eine modellhafte, da konsensuell verhandelte, relativ zügige Transition und eine gelungene Konsolidierung steht; und die Slowakei, die eine durch die Teilung der Tschechoslowakei zusätzliche erschwerte Transition durchlief und deren Konsolidierung erhebliche demokratische Rückschritte zu verzeichnen hatte auf Grund der autokratischen Regierungsweise Vladimír Meciar zwischen 1993 und 1998.

Die Auswahl zweier Länder, die sich in unterschiedlichen Zeiträumen und Zusammenhängen demo-

Der ehemalige spanische Ministerpräsident, Leopoldo Calvo Sotelo, war ein Interviewpartner von Marianne Kneuer.

kratisierten und die verschiedene Demokratisierungsverläufe aufweisen, ermöglicht es, zum einen Aussagen über Kontinuität, Modifikation oder gar Lernprozesse des Akteurs EG bei seinen demokratiestützenden und erweiterungspolitischen Handeln nachzuvollziehen. Zum anderen lassen sich so Aussagen darüber treffen, inwieweit die EG Strategie und Instrumente anpasst an die unterschiedlichen Bedingungen, Kontexte und Verläufe von Demokratisierungen.

Für diesen empirischen Teil der Studie sind Auslandsaufenthalte unabdingbar, die sowohl zur Recherche als auch insbesondere der Befragung von Zeitzeugen und invol-

vierten Akteuren dienen. In einer ersten Interviewwelle im Frühjahr 2002 führte ich insgesamt 39 solcher Interviews in Madrid und in Bratislava.

In beiden Ländern konnte ich Kooperationsnetze aufbauen, die bei einer zweiten Rechercherunde in diesem Jahr hilfreich sein werden. Die Gespräche mit den Kollegen dort, insbesondere aber die Interviews lieferten nicht nur eine wichtige Basis an Informationen, gerade auch im slowakischen Falle, zu dem es noch sehr wenig Literatur gibt. Vor allem aber bedeuteten die Gespräche auch eine Bestätigung meiner Thesen.

Bestätigt wird das Thema der Studie auch durch die jüngeren Ereignisse selbst: Das Engagement der EU auf dem Balkan (siehe Stabilitätspakt) und das der UNO in Afghanistan (siehe die UNO-Konferenzen auf dem Petersberg). Gerade das UNO-Engagement gibt zu der Vermutung Anlass, dass die Bedeutung demokratiefördernder Aktivitäten externer Akteure noch zunimmt, was auch daran liegt, dass die betroffenen Länder diese Unterstützung nicht nur akzeptieren, sondern anfragen. Die Möglichkeiten, gar die Anforderungen an externe Akteure, von außen Demokratisierungen zu unterstützen, haben sich ausgeweitet.

Die Frage ist freilich letztlich, welche Methoden und Instrumente erfolgreich sind und welche nicht. Für die EU wird die Studie dies beantworten, und damit gleichzeitig eine Grundlage legen für die vergleichende Sicht mit anderen Akteuren oder mit anderen Regionen.

DIE AUTOREN DIESER AUSGABE

Georg Geiser, Lehrstuhl für Arbeitswissenschaft und Betriebspädagogik

André Habisch, Professur für Christliche Gesellschaftslehre

Andreas Hartmann, wiss. Mitarbeiter am Lehrstuhl für Alte Geschichte

Gertrud Häußler, wiss. Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Schulpädagogik

Andrea Holzhauser, wiss. Mitarbeiterin an der Professur für Wirtschaftsgeographie

Susanne von Horn, Absolventin der KU

Arthur Jacobs, Lehrstuhl für Psychologie II: Allgemeine Psychologie und Methodenlehre

Michael Klebl, wiss. Mitarbeiter am Lehrstuhl für Arbeitswissenschaft und Betriebspädagogik

Marianne Kneuer, Habilitandin an der Geschichts- und Gesellschaftswissenschaftlichen Fakultät

Michael Köck, Didaktik Arbeitslehre

Katja Lehmann, Studentin der Geschichte

Eva Näher, Studentin der Geographie

Peter Paulig, Prof. em. für Schulpädagogik

Marianne Rolshoven, Akad. Dir., Professur für Wirtschaftsgeographie

René Schmidpeter, wiss. Mitarbeiter an der Professur für Christliche Gesellschaftslehre

Wolfgang Schöning, Lehrstuhl für Schulpädagogik

Waltraud Schreiber, Professur für Theorie und Didaktik der Geschichte

Josef Steinbach, Professur für Wirtschaftsgeographie

Prof. Thomas Fischer



Nach fünf Jahren der wissenschaftlichen Arbeit als Lehrstuhlinhaber an

der Handelshochschule Leipzig kehrte Prof. Thomas Fischer zu Anfang 2003 wieder in seine bayerische Heimat zurück. Mit den Forschungsschwerpunkten Business Reporting, Wertorientiertes Controlling und Unternehmenskultur

übernahm er den Lehrstuhl für Controlling und Wirtschaftsprüfung an der WFI. Im Wintersemester hatte er begonnen, an der KU Vorlesungen zu halten. Studiert, promoviert und habilitiert hat sich Fischer an der Universität Augsburg.

Prof. Christoph Böttigheimer

Ein renommiertes Kollegium, die Überschaubarkeit der Universität und die Kombination von Fundamentaltheologie und Ökumene haben Prof. Christoph Böttigheimer dazu motiviert, nach Eichstätt zu kommen. Nachdem er zuerst die Lehrstuhl-

vertretung inne hatte, ist Böttigheimer nun Inhaber des Lehrstuhls für Fundamentaltheologie. Seine Schwerpunkte in Forschung und Lehre liegen bei der Ökumenischen Theologie und der Ekklesiologie des Zweiten Vatikanischen Konzils.



Sein Theologiestudium absolvierte er in Tübingen und Innsbruck.

Günter Harrer erhält Universitätsmedaille



Nach fast 25 Jahren Tätigkeit für die KU wurde Günter Harrer in den Ruhestand verabschiedet. Als Dank für seine besonderen Verdienste wurde Harrer von Uni-Präsident Prof. Ruprecht Wimmer mit der Medaille der Hochschule geehrt. Harrer

war 13 Jahre lang Vorsitzender des Personalrates. Seit 1997 bis heute war Harrer als Vertreter des nichtwissenschaftlichen Personals Mitglied im Senat. Inhaltlich war Harrer seit etwa zehn Jahren für die Herausgabe des Vorlesungsverzeichnisses verantwortlich. Zudem hat er die Sommerfest im Hofgarten und den Universitätsball organisiert – Veranstaltungen, die sich nicht nur im Leben der Universität, sondern auch als anerkannte Ereignisse in Eichstätt und Umgebung etabliert haben.

Prof. Manfred Gerwing

Die Frage nach den Möglichkeiten für einen Dialog mit den Weltreligionen ist nur ein Bereich, mit dem sich Prof. Manfred Gerwing beschäftigt. Seit April 2003 ist er Inhaber des Lehrstuhls für Dogmatik an der KU. Nach

seinem Studium der Theologie, Philosophie, Geschichte und Sozialwissenschaften an den Universitäten Bochum und Münster arbeitete Gerwing zuerst als Gymnasiallehrer in Essen. Die theologische Ausbildung von



Lehrern liegt ihm daher auch besonders am Herzen.

Kanzler Manfred Hartl ist im Ruhestand

Zum 31. Januar dieses Jahres wurde Kanzler Manfred Hartl in den Ruhestand versetzt. Hartl war seit geraumer Zeit schwer erkrankt, und die Universität hatte immer wieder die Hoffnung, dass er genesen und in sein Amt zurückkehren würde. Leider hat sich das nicht realisieren lassen; trotz deutlicher Besserung konnte Hartl nicht in sein Kanzlerbüro an der KU zurückkehren.

Wir alle vermissen seine

freundliche, kooperative Art und seinen kollegialen Führungsstil, mit dem er die Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt durch schwierige Zeiten steuerte, wobei die Zusammenarbeit zwischen Präsidialamt und Kanzleramt reibungslos verlief. Die Hochschulleitung und die gesamte Universität wünschen Herrn Hartl eine weitere Genesung und einen guten Ruhestand.

R. Wimmer

Prof. Thomas Pittrof



Literaturgeschichte, Gattungspoetik und Ästhetische Theorie

– das sind Schwerpunkte in der Lehre von Prof. Thomas Pittrof, der seit dem WS den Lehrstuhl für Neuere deutsche Literaturwissenschaft inne hat. An die KU kam der gebürtige Rheinländer des einzigartigen Profils

wegen. Seine Arbeitsschwerpunkte: die Erforschung des literarischen Katholizismus als Teil einer vergleichenden Analyse konfessioneller Kultur sowie Austauschprozesse zwischen Literatur und Wissenschaft.

+++ PERSONEN ++++ GREMIEN +++ PREISE +++ PERSONEN ++++ GREMIEN +++ PREISE +++

Marlen Schlawke, Absolventin im Studienschwerpunkt „Freizeit, Fremdenverkehr und Umwelt“ der Diplom-Geographie wurde auf der Internationalen Tourismusbörse Berlin mit dem Wissenschaftspreis der Messe ausgezeichnet. Die Arbeit „Von Bollenhüten und anderen ökonomischen Zei-

chen“, die sich mit Imago-broschüren deutscher Urlaubsregionen befasst, wurde als „beste wissenschaftlich-theoretische Arbeit“ bewertet.

Die Absolventin **Mandy Krafczyk** erhielt den mit 5000 Euro dotierten Wissenschaftspreis der Bayerischen Landesbank.

Geehrt wurde sie für ihre Dissertation zum Thema „Quality-Added Value - Wertorientiertes Qualitätscontrolling, dargestellt am Beispiel des Firmenkundengeschäfts der Banken.“

Dr. **Reinhard Thoma**, Adademischer Direktor an der Fakultät Religions-

pädagogik/Kirchliche Bildungsarbeit und zuständig für den Bereich Heilpädagogik, wurde für vier Jahre in das Kuratorium der Arbeitsstelle „Pastoral für Menschen mit Behinderung“ der Deutschen Bischofskonferenz berufen.

Die GGF hat **Prof. Man-**

fred Tremel zum Honorarprofessor ernannt. Als Direktor des Museums-pädagogischen Zentrums in München ist Tremel für die Lehrerfortbildung und die Beratung von Museen zuständig. Früher war Tremel zudem stellvertretender Direktor des Hauses der Bayerischen Geschichte.

Corporate Citizenship: Die Firma als Bürger

Die gesellschaftspolitische Verantwortung von Unternehmen wird seit einiger Zeit diskutiert. Welche Formen ein solches „Corporate Citizenship“ annehmen kann, erläutert das gleichnamige Buch von Prof. André Habisch. Der Autor forscht und lehrt an der KU auf dem Gebiet der Christlichen Gesellschaftslehre und hat den Wettbewerb „Freiheit und Verantwortung“ der Spitzenverbände der deutschen Wirtschaft wissenschaftlich betreut. Die Ergebnisse dieses Wettbewerbs, der herausragendes gesellschaftliches Engagement von Unternehmen prämierte, schlagen sich in dem Werk ebenso nieder wie das theoretische Fundament, das Habisch in dem von ihm mitgegründeten „Center for Corporate Citizenship e.V.“ erarbeitet.

„Entscheidend ist, dass Corporate Citizenship nicht meint, ein Unternehmen solle sich aus reinem Goodwill engagieren“, betont Habisch. Vielmehr biete das gesellschaftliche Engagement dem Unternehmen wiederum einen Rückfluss und schaffe Einfluss auf die soziale Ordnung. Im Ergebnis sollen Unternehmen und Gesellschaft gleichermaßen profitieren und Probleme soweit möglich ohne regulierende Eingriffe des Staates lösen.

Habisch, André: Corporate Citizenship. Gesellschaftliches Engagement von Unternehmen in Deutschland. Berlin, Heidelberg, New York 2003 (Springer), 59,95 Euro.

Jetzt ist die Zeit - Jetzt ist die Stunde

Das Heute ist wichtig - das Jetzt zählt. Immer wieder taucht dieser Gedanke im Lukas-Evangelium auf. Wie diese Aussage vom einzelnen Gläubigen genutzt werden kann und wie Glaube als Lebenshilfe dienen kann, beschreibt Prof. Wolfgang Oberöder in seinem Buch „Jetzt ist die Zeit - jetzt ist die Stunde“. Der Autor beleuchtet dabei jeden Lebensbereich, von der Einzelperson, über die Familie bis hin zur Kirchengemeinde. Welchen Stellenwert nimmt Gott in meinem Leben ein? Wie beeinflusst mein Christsein andere Menschen? Das sind nur zwei Fragen, für die das Buch Antwortmöglichkeiten aufzeigt.

Oberöder, Wolfgang: Jetzt ist die Zeit – jetzt ist die Stunde. Gedanken und Anregungen zur Gegenwart gelebten Glaubens. Donauwörth 2002, 9,80 Euro.

Beziehung, Kommunikation und Gesundheit

Prävention und Gesundheitsförderung werden seit der Gesundheitsreform 2000 wieder als Kassenleistungen anerkannt, und auch Unternehmen investieren immer stärker in ihre betrieblichen Gesundheitsförderungsprogramme. In ihrer Antrittsvorlesung an der KU beschäftigte sich Anne Brunner mit diesem Bereich der Gesundheitswissenschaften und Public Health.

Brunner, Anne: Beziehung, Kommunikation und Gesundheit. Von der biopsychosozialen Medizin zu Gesundheitswissenschaften/Public Health. Eichstätter Antrittsvorlesungen, Band 10, Wolnzach 2002, 5 Euro.

Führen durch Persönlichkeit

Ein Philosoph auf Abwegen? Ungewöhnlich ist es sicher, wenn ein Wissenschaftler, der zu Heidegger denkt und lehrt, sich dem Thema „Führung“ zuwendet. Ferdinand Rohrhirsch, Privatdozent an der Theologischen Fakultät der KU, tut dies und läutet den Abschied von der Führungstechnik ein.

Rohrhirsch, der sich seit längerem mit führungsphilosophischen Themen beschäftigt, plädiert für ein ‚neues‘ Verständnis von Führung: Viel zu oft gehen Manager aus seiner Sicht davon aus, dass Mitarbeiter durch wissenschaftlich fundierte Psychotechnik motiviert werden könnten. Ein fataler Irrtum, wie Rohrhirsch meint, denn wer so denkt, vergesse, nach dem Wesen des Mitarbeiters zu fragen. Und das rächt sich: „Wer Mitarbeiter wie Automaten behandelt, muss sich nicht wundern, wenn er Automatenleistung bekommt.“ Nur wer den Mitarbeiter als „Person“ begreift, habe die Chance, Motivationspotenziale zu erreichen, die zu beständiger Leistungsbereitschaft führen können.

Rohrhirsch, Ferdinand: Führen durch Persönlichkeit, Abschied von der Führungstechnik. Wiesbaden 2002: Betriebswirtschaftlicher Verlag Dr. Th. Gabler, 224 Seiten, gebunden, 34,90 Euro.



Anglistik/Amerikanistik
Arbeitswissenschaft
Archäologie
Betriebswirtschaftslehre
Europastudien
Geographie/Tourismus
Germanistik
Geschichte/Geschichtskultur
Grund- und Hauptschuldidaktik
Informatik
Journalistik
Kunst/Kunstgeschichte
Latein
Lateinamerikanistik
Mathematik
Musik/Musikwissenschaft
Pädagogik
Philosophie
Politikwissenschaft
Psychologie
Religionspädagogik (FH)
Romanistik
Soziale Arbeit (FH)
Soziologie
Theologie
Volkskunde
Volkswirtschaftslehre
Wirtschaftsmathematik

Weiterbildung / postgradual:
Erwachsenenbildung
Heimspflege
Master Internationale Beziehungen
Master of Business Administration (MBA)
Master of European Social Work
Politische Bildung

Studenten der Journalistik bei einer
kurzen Pause vor der Orangerie

Katholische Universität
Eichstätt-Ingolstadt

Zentrale Studienberatung
85071 Eichstätt

Telefon 08421/93-1211
Telefax 08421/93-1796

www.ku-eichstaett.de

Studieren an der

KATHOLISCHE
UNIVERSITÄT



EICHSTÄTT
INGOLSTADT